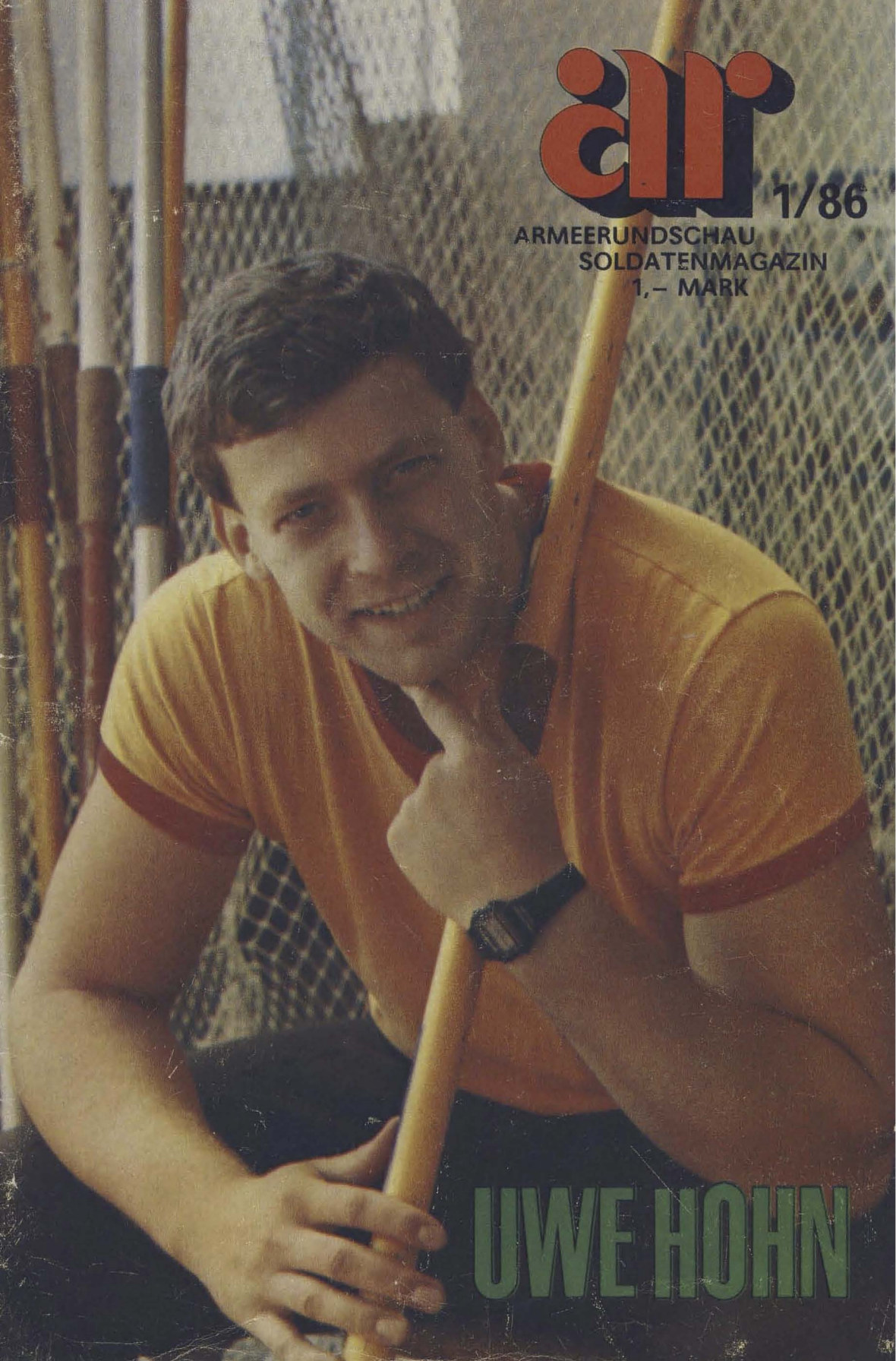


aru

1/86
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK

UWE HOHN

84▶

INHALT

3 Was ist Sache
4 Reifezeit
6 Stets auf Posten
12 Postsack
16 Träume, Wünsche, Taten
22 Intuitiv, sensibel, kraftvoll
26 Bildkunst
28 Preisausschreiben
30 Kivaló
32 Ich werde Fähnrich
36 Hinter den Spiegel zu stecken
38 AR international
40 Feldscher Ljuda
44 Geschichten aus der Gründerzeit
46 Minen wider den Wind
50 Poster
53 Militaria
58 Mut
60 Ein Schiff für die Flieger
66 Eine gesunde Kunst
68 Pop spezial
70 „Ewigkeit" währt nur noch elf Jahre
74 AR war dabei
78 Rangerbarett und Januskopf
82 Typenblätter
84 Raggae, Härtetest und Lieder
88 Im Dunkeln
94 Vertrauen
96 Rätsel
98 Leserservice

▲46

ZUM TITEL BILD

22▶

16▶

70▶

▲44

Was ist Sache?

Worin besteht das Demagogische der imperialistischen Propaganda zu SDI?
Regine Papenfuß

Kann man von meiner Freundin verlangen, daß sie meine Hausordnung übernimmt?
Soldat Viktor Beyer

Demagogisch, so das Lexikon, heißt „aufwieglerisch, aufhetzend, die Wahrheit entstellend".

Demagogie ist auch der Etikettenschwindel.

Ein Ding muß einen Namen haben. Und es sollte der richtige, passende sein. Nicht Bier für Brause. In imperialistischen Gefilden tritt aber gerade das oft ein. Dem Ding wird bewußt ein falsches Etikett aufgeklebt: Nachrüstung für Vorrüstung. NATO-Doppelbeschluß für NATO-Doppelbetrug. Peacemaker, also Friedensbewahrer, für friedenbedrohende MX-Raketen. Die Aufschrift immer das genaue Gegenteil vom Inhalt. Lüge statt Wahrheit. Und als einigendes, alle anderen Etikette überspannendes Band die Lüge von der Bedrohung durch den Kommunismus.

In die Irre führen soll natürlich auch die Etikettierung für das amerikanische Sternenkriegsprogramm, SDI genannt: Strategische Verteidigungsinitiative. So hat man in schöner Demagogie einen ganzen Katalog sinnverwirrender Begriffe entwickelt:

„Anti-Raketen-Schild" etwa. Er solle einzig und allein geschaffen werden, um „die Vereinigten Staaten vor einem sowjetischen Raketenangriff zu schützen". Die Wahrheit indes: Die USA wollen ungestraft den atomaren Erst- und möglichst sogar Alleinschlag führen können. Dazu Edward Teller, der geistige Vater dieser Überlegungen, in seltener Offenheit: „Natürlich kann ich einen Gegner auch mit einem Schild erschlagen."

Da ist von „Defensivwaffen" im Weltraum die Rede, wogegen eigentlich „niemand etwas haben" könne. Auch dann nicht, wenn eine Pentagon-Studie feststellte, daß sich das SDI-System „für offensive Operationen gegen jeden Fleck der Erde" eigne?

Forschen, so hört man desweiteren, sei noch lange nicht produzieren und stationieren. Wie aber kommt dann USA-Verteidigungsminister Weinberger zu der Beurteilung: „Ich schließe aus, daß wir SDI sowohl in der Forschung als auch in der Aufstellungsphase aufgeben"?

„Arbeitsplatzsicherung", wird regierungsamtlich verkündet, sei eine der nützlichen Folgen von SDI. Wie, goddam, ist es dann nur zu erklären, daß die Arbeitslosenquote trotzdem nicht geringer geworden ist und jeder sechste USA-Bürger unterhalb der Armutsgrenze lebt?

Dr. Maria Anderson, amerikanische Wissenschaftlerin, machte dazu eine Rechnung auf: Jede Milliarde für Rüstungsausgaben vernichtet mindestens zehntausend zivile Arbeitsplätze.

Kurzum, Etikettenschwindel auf der ganzen Linie.

Die Völker erkennen das mehr und mehr; selbst in den USA äußerten zwei Drittel aller Bürger ihr tiefes Unbehagen über das SDI-Programm. So mag die imperialistische Propaganda alle Register der Demagogie ziehen, vollkommene Täuschung gelingt ihr immer weniger. Wie sagte doch einst Kurt Tucholsky: „Man kann den Hintern schminken, wie man will, es wird kein ordentliches Gesicht daraus."

*

Sie haben eine kleine Altbauwohnung. Und bis zur Einberufung sind Sie selbstverständlich auch allen Reinigungspflichten nachgekommen, die die Hausordnung vorsieht. Die anderen Mieter sehen ein, daß Ihnen dies während des Grundwehrdienstes nicht möglich ist.

Aber, so meint man, Sie hätten ja eine Freundin. Die Leute wissen davon, weil sie wöchentlich einmal vorbeikommt, um in Ihrer Wohnung nach dem rechten zu sehen. Dabei nun wurde sie von einer Mieterin angesprochen, doch gefälligst die Treppe zu wischen und sich am Säubern der auf halber Treppe gelegenen Außentoilette zu beteiligen.

Klipp und klar gesagt: Weder kann Ihre Freundin dazu veranlaßt werden noch ist sie in irgendeiner Weise dazu verpflichtet. Schließlich wohnt sie nicht im Haus und hält sich bei den Besuchen in Ihrer Wohnung nur kurz darin auf. Anders wäre es, wenn Ihre Freundin – mit entsprechendem Eintrag im Hausbuch – darin wohnte oder sich überwiegend dort aufhielte. Dann wäre es schon eher vertretbar, von ihr einen eigenen Beitrag zur Sauberhaltung des Treppenhauses sowie der von mehreren Personen benutzten Toilette zu verlangen. So aber wurde eine unbillige Forderung erhoben, die Ihre Freundin zurückzuweisen berechtigt ist.

Ihr Oberst

Karl Heinz Fritsch

Chefredakteur

REIFE ZEIT

Seit drei Monaten und sechzehn Tagen ist Bert Müller Soldat. So wie alle seine Vorgänger, die sich in nunmehr drei Jahrzehnten Nationaler Volksarmee gut zurechtgefunden haben mit Frühsport und Nachtschießen, mit blau karierten Betten und rot geschwollenen Marschier-Füßen, mit Gulaschkanone und Geschoßwerfer, mit Sonderurlaub und Sondermaßnahmen, mit Lernenmüssen und Begreifenwollen und mit der endlosen Sehnsucht nach all dem, was vorübergehend nicht verfügbar ist für Leib und Sinne – so hat sich auch Bert mit all dem eingefuchst.

Funker ist er, ein guter Mann, der beim Anblick der russisch beschrifteten Frontplatte seines Funkgerätes keine feuchten Hände mehr kriegt, der ruhig bleibt, wenn Zahlenhören unter der Schutzmaske angesagt ist, der mit seiner Kalaschnikow bringt, was gefordert wird, den alle auf der Stube und drumherum mögen. „Kußmaat" nennen sie ihn, wohl, weil er im Zivilberuf Binnenschiffer und stolz darauf ist.

Und nun endlich wieder mal Ausgang. Ein Rummel ist da, mit einem Kumpel schlendert Bert durchs Gewühl. Und plötzlich sind da zwei blaue Augen, weht da langes, blondes Haar, läuft da ein Bild von einem Mädchen. Kußmaat wie von Stricken gezogen hinterher, er spricht diese Elfe an – sie antwortet nicht, schaut ihn nur an, weist auf ihre Ohren, geht weiter. Kußmaat, verwirrt und unsicher, holt sie ein und muß feststellen, dieses bildschöne Mädchen kann nicht hören. Später wird er wissen, das Hörgerät hinter ihrem Ohr hilft ihr, sie kann von den Lippen lesen, und sie kann sprechen wie jeder andere auch. Miriam hat einen Beruf, hat Freunde, ein liebevolles Elternhaus, sie ist eine wunderbare junge Frau. Durch sie wird Bert behutsam, geduldig, ehrlich. Sie ist nicht sein erstes Mädchen, aber sie wird seine erste Liebe. Mit Zähnen und Fäusten will Bert um Miriam kämpfen, um ihr Vertrauen, gegen scheinbare Hemmnisse, gegen die Dummheit anderer. Kußmaat findet in einem Vorgesetzten einen wirklichen Freund, der es auch bleibt, als dieser ihn wegen einer unerlaubten Entfernung bestrafen muß. Sein Soldatsein und seine Liebe zu Miriam, sie schließen einander ein; sie bewirken beide Erschütterung, Selbsterkenntnis, Glück, Reife für Bert.

Das klingt hier viel ernster, als es Jan Flieger in seinem sehr schönen Buch „Wo blüht denn blauer Mohn?" darstellt. Vielmehr ist dem Autor etwas rar Gewordenes gelungen: Er spricht die Sprache der Soldaten, er weiß, wie so junge Menschen denken und fühlen, und er vermag es zu gestalten. Flieger, Jahrgang 1941, also auch noch jung, stellt diese Liebesbeziehung sauber, natürlich und unverkrampft dar. Er führt uns den Soldatenalltag vor, so wahrhaftig und nacherlebbar, wie er ihn selbst in einem Nachrichtenzug erlebt hat, in dem er drei Jahre als Funker diente. Jan Flieger, Schriftsetzer im ersten und Ingenieurökonom im zweiten Beruf, betreibt die Schriftstellerei „nebenbei" und aus Berufung. Gedichte, ein Kinderbuch, zwei Bände mit Kurzgeschichten, ein Kriminalroman und der uns gut erinnerliche Band „Im Tal der Hornissen" zeugen von der Vielseitigkeit dieses talentvollen Autors. Mit seinem neuesten Buch, dem ich viele Leser wünsche, legt der Militärverlag der DDR ein würdiges Geschenk auf den Jubiläums-Geburtstagstisch unserer NVA.

Laßt uns nun eines Mannes gedenken, der ungewöhnliche Erfahrungen mit dem Soldatsein machte. Deutscher von Herkunft und Geburt, diente er als Oberleutnant der Sowjetarmee in der Politabteilung der 47. Armee der 1. Belurussischen Front unter Marschall Shukow. Auf dem Kampfweg dieser Armee kam er im April 45 nach Bernau. Mit seinen neunzehn Jahren wurde er der erste sowjetische Stadtkommandant dieser Stadt. Dreiundzwanzig Jahre später wird diese seine Geschichte zum Inhalt eines der gültigsten Filme unseres Landes „Ich war neunzehn". Konrad Wolf, Regisseur von fünfzehn Filmen und langjähriger

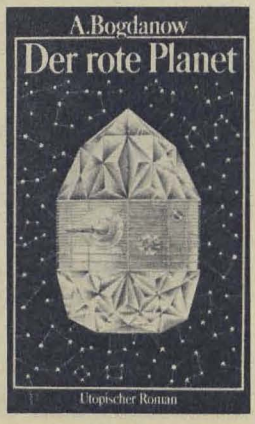
Jan Flieger

Präsident der Akademie der Künste der DDR, bleibt uns im Gedächtnis als ein Kommunist mit wacher revolutionärer Moral, als ein freundlicher, behutsamer Mensch, als ein unersetzlicher Genosse. Wolf fühlte sich eng unseren Streitkräften verbunden; die Zeit, die er sich für ein AR-Interview im November 81 nahm, spricht dafür. Im Henschelverlag Berlin versuchte man, Konrad Wolfs Leben und Werk in einem Buch zu erfassen. Entstanden ist eine eindrucksvolle Bild-Text-Dokumentation, die von Achtung und Liebe für Wolf und seine Arbeit geprägt ist. „Nur wenn man sich dem Leben mit allen seinen Anforderungen stellt, ohne dabei oberflächlich und voreilig zu sein, kann man sich zu einer Persönlichkeit entwickeln." Konrad Wolfs Ermutigungen, Erfahrungen und Haltungen werden uns unersetzlich bleiben.

Mitten im kalten Winter, im Januar 43, ging Wolf an die Front und mit ihm Tausende Sowjetsoldaten. Mitten im kalten Winter des Faschismus hatten sich Menschen zu behaupten gegen Menschenverachtung und Menschenvernichtung. Es waren ihrer viele, die Mut, Gewissen und Kraft hatten, den Bestien die Stirn zu bieten. Schriftsteller haben bewahrt, was wir über sie und ihr Sein in jener furchtbaren Zeit wissen müssen. Seghers, Böll, Hermlin, Kant, Literaten von Weltgeltung erzählen. Eine der erschütterndsten Szenen trägt den harmlosen Titel „Die Socken". Was uns hier auf nur sechs Seiten vorgeführt wird, geht an die Grenze des Erträglichen. Der Verlag Neues Leben gab diese Sammlung ernster Geschichten „Mitten im kalten Winter" heraus.

Wenden wir uns der Gegenwart und einem anderen Teil der Erde zu, von dem Bedrohungen für alle Menschen der Welt ausgehen, wie es sie noch nie gab – die Vereinigten Staaten von Amerika. Als Reagan 1980 dort Präsident wurde, pries er die USA als „Vorbild der Freiheit und Leuchtturm der Hoffnung", als einen Staat, der durch „höhere Fügung" berufen sei, „große Werke" zu vollbringen. Die USA seien sozusagen „von Gott ausgewählt, die Rettung der Menschheit" zu übernehmen. Im Klartext heißt das: die Herrschaft über die ganze Welt zu erlangen mittels einer beispiellosen Aufrüstung, ausgedehnt auf alle Waffengattungen, alle geographischen Regionen, auf die Tiefen der Ozeane ebenso wie auf die Weite des Weltraumes. Die Welt von dem „gottlosen Kommunismus" zu reinigen und eine amerikanische Welt zu schaffen – das ist das Ziel derer dort im Weißen Hause zu Washington. Was sind die Gründe für solche aberwitzigen Absichten? In einer interessanten Broschüre aus dem Staatsverlag der DDR gibt Sergej Henke Antworten auf die Frage „USA als Welterlöser?" Wichtig und lesenswert, Freunde!

Lesenswert ist das Mindeste, was über Lothar Kusches neuestes Büchlein zu sagen ist. Amüsant, geistreich, satirisch, kurzweilig sind die Geschichten allemal. Und Kusche kann schreiben, daß man Tränen lacht. Es sind die kleinen Dinge des Alltags, die er aufgreift, und die Lächerlichkeit, die ihnen zuweilen innewohnt, pult er genußvoll heraus. Beispiel: der Umgang mit Gelenktaschen. Oder die Morgensendungen im Rundfunk, von ihm als „radio interrupto" bezeichnet. Oder die Beschaffenheit von Schmelzkäse. Kusche, der sein Verhältnis zu einer gewissen Gattung Musik mit dem Satz umreißt „Schlager müssen eingängig sein wie Zäpfchen!", gehört zu den exzellenten Feuilletonisten unseres Landes. Seine Geschichten aus Kneipen, Eisenbahnabteilen, Einkaufsstätten, Ehegemächern, Klassenzimmern etc. sind mundgerechte Literaturstückchen, anregend, leicht verdaulich, pikant abgeschmeckt und gut durchgegart, zum alsbaldigen Verzehr empfohlen.



Ich wünsche guten Lesehunger, auch für einen Klassiker der utopischen Literatur. Alexander Bogdanows Roman „Der rote Planet", 1908 in Rußland erschienen, kam 1923 erstmals in deutscher Sprache heraus. Es gilt als genial, was der Autor, der eigentlich Arzt und Philosoph war, in wissenschaftlich-technischer Hinsicht voraussah und welches Bild einer hochentwickelten kommunistischen Gesellschaft er entwarf. Begleiten wir also Leonid auf den Mars, der Verlag Volk und Welt lädt freundlich dazu ein. Glückliche Rückkehr und

tschüß!

Eure Bibliothe-

Lothar

Text: Karin Matthées
Bild: J. Ullrich

Wo wir herkommen,
und was wir wurden
STETS
AUF
POSTEN

Episoden aus der Entwicklung des mot. Schützenregiments „Hans Kahle", die charakteristisch sind für den Weg unserer NVA. AR-Reporter Oberstleutnant Horst Spickereit besuchte den Truppenteil, der im Juli 1956 aufgestellt wurde, sprach mit Genossen, stöberte in Chroniken und alten Zeitungen, spürte Leistungen verschiedener Soldatenjahrgänge auf.

***

▲ *Schützenpanzerwagen vom Typ 152: Sie gehörten in den ersten NVA-Jahren zur Standardausrüstung auch der mot. Schützen im Hans-Kahle-Regiment. Hier mit dem 14,5-mm-Fla-MG KPW ZPU-2.*

Aus der Chronik

7. 10. 1958:
Verleihung der Truppenfahne

13. 8. 1961:
Einsatz in Berlin zur Sicherung der Staatsgrenze

21.–28. 9. 1969:
Teilnahme am Manöver „Oder-Neiße" in der VR Polen

12.–18. 10. 1970:
Teilnahme am Manöver „Waffenbrüderschaft '70"

7. 1. 1972:
Besuch Erich Honeckers

1. 3. 1972:
Verleihung des Ehrennamens „Hans-Kahle-Kaserne"

Sicherung der Staatsgrenze August 1961:

Die Ultras kommen nicht durch

Am Morgen des 13. Augusttages schlägt für viele Soldaten die Stunde der Bewährung. Nicht beim Gefechtsdienst auf dem Übungsplatz, sondern bei der Klassenauseinandersetzung an der Staatsgrenze zu Westberlin, wo das Regiment eingesetzt wird. Und die Soldaten beweisen, was Gefechtsbereitschaft für sie bedeutet. Sie handeln diszipliniert auf dem langen Marsch, in den Bereitstellungsräumen und beim Beziehen der Grenzabschnittsräume. Mit größter Präzision läuft die militärische Operation ab. Binnen weniger Minuten fahren Panzer und Schützenpanzerwagen in den zugewiesenen Straßen auf. Wenig später patrouillieren Posten, sind Zelte aufgestellt.

Feldwebel Konnert an der Spitze seines nichtstrukturmäßigen Regulierungszuges führte den Marsch der Einheiten nach Berlin sicher und unfallfrei. Pünktlich erreichten alle die befohlenen Plätze. In und um Berlin wird das Regiment zum Ausbau von Verteidigungsobjekten eingesetzt, Grenzbefestigungsanlagen werden errichtet. Dabei erfüllen die Soldaten die Tagesnormen durchschnittlich mit 160 Prozent. Insbesondere das II. mot. Schützenbataillon zeigt hervorragende Leistungen. Gefreiter Jüling, als Gruppenführer eingesetzt, beweist auch in diesen schweren Stunden, daß er jederzeit seine Aufgaben erfüllt. Er wird zum Unteroffizier befördert.

„Soldaten entscheiden durch Taten – die Ultras kommen nicht durch!" Diese Sätze hört man allerorts. 98 Prozent der Soldaten und Unteroffiziere, deren Wehrdienst in diesen Wochen abläuft, verpflichten sich länger, wollen auch künftig im Waffenrock die Republik schützen. Im Heimatbezirk des Regiments melden sich über 1000 Jugendliche freiwillig zum Dienst in der NVA. Viele von ihnen sind später im Truppenteil „Hans Kahle" anzutreffen.

Hauptmann Müller

▶ *Berlin, August 1961: Binnen weniger Minuten fahren Panzer und Schützenpanzerwagen in den zugewiesenen Straßen auf.*

▼▼▼

Kampf um den Ehrennamen „Hans Kahle" 1969:

Gruppe Rathsmann schafft es doch

22. 4. 1969. Abordnungen der bewaffneten Organe, Betriebe und Schulen, die den Ehrennamen „Hans Kahle" tragen oder um ihn kämpfen, sind an der Gedenkstätte der Sozialisten auf dem Schweriner Friedhof versammelt: Zeremoniell zum Gedenken an Hans Kahle, den Kommunisten, Spanienkämpfer und ersten Chef der Landespolizei in Mecklenburg nach 1945. An diesem Tag wäre er 70 Jahre alt geworden.

Unter den Angetretenen – Unterfeldwebel Werner Rathsmann, 21 Jahre, Gruppenführer. Ist Hans Kahle mein Vorbild? überlegt der Unterfeldwebel. Wir haben heute moderne Waffen, unternehmen alle Anstrengungen, die Verteidigungsbereitschaft zu erhöhen. Das spricht sich so leicht. Aber wie war das im Winterlager ...

Der Marsch zog sich hin. Kilometer um Kilometer stapfte die Gruppe durch den halbmeterhohen Schnee, die Kräfte ließen nach. Endlich das Ziel, aber keine vorbereitete Unterkunft, ein lichtes Wäldchen mitten im Gelände. Es galt Unterstände zu bauen. Der Boden wie aus Eis. Manch einer fluchte. Dann fiel das Abendbrot aus – planmäßig. Die Stimmung sank. Der Befehl aber lautete: Weitermachen. Dann fing es plötzlich in der Nacht an zu tauen. Wir schwammen fast fort, die Kombis waren durchnäßt. Muß das sein? fragte einer der Genossen. So kam es zu einer Diskussion. Wie wollen wir den Aggressor schlagen, wenn wir uns nicht unter harten Bedingungen vorbereiten? Schmutzig, frierend, diskutierten wir die eigenen Leistungen.

Am Morgen ging's dann weiter. Raus ins Gelände mit den SPWs, zurück zu Fuß: dreizehn Kilometer durch zähen Schlamm. Die Bereitschaft der Soldaten war da, ob das Gespräch dazu beigetragen hatte? Am besten haben sich die Soldaten Thier und Gasch gehalten. Genosse Thier wurde nach dem Lager ja auch vorzeitig zum Gefreiten befördert. Vor der Unterkunft, beim Vorbeimarsch am Kommandeur, haben sich dann alle noch mal mächtig zusammengenommen. Und wir schafften es: bester Zug!

Andreas Pervöltz

◀ ***Hoher Besuch: Erich Honecker wird vom Regimentskommandeur, Oberst Werner, die gefechtsnahe Ausbildung bei einem Häuserkampf erläutert.***

Besuch Erich Honeckers am 7. 1. 1972:

Zeuge einer harten Ausbildung

Um 10 Uhr trifft Erich Honecker im Regiment ein, Unteroffizier Gisela Wulff heißt ihn mit einem Strauß roter Nelken willkommen. Dann sind die Gäste Zeugen einer harten, gefechtsnahen Ausbildung. Beim Kreistraining beweisen die Angehörigen der vom Minister als „Beste Kompanie" ausgezeichneten Einheit von Oberleutnant Wehr ihr Können. Das Ringen um kollektive Höchstleistungen zeigen sie auch bei ihrem furchtlosen und entschlossenen Einsatz auf der 250 Meter langen Flamm- und Brandmittelbahn. Hier handelt der Zug von Feldwebel Dieter Brandenburg. Der 24jährige, Mitglied der SED, führte seinen Zug zweimal zum Bestentitel. Dann überzeugt sich Erich Honecker, wie die Gruppe von Unteroffizier Jürgen Schröder einen Häuserkampf meistert. Wie die Katzen gehen die Soldaten die Wände hoch, nachdem sie sich mit taktischer Raffinesse herangearbeitet haben; keine Handgranate, kein Enterhaken verfehlt das Ziel. Physische Ausdauer, das ist die Stärke dieses Kollektivs. „Wir machen mehr Märsche, als befohlen werden", sagt Soldat Rothe. „Das fiel uns zwar am Anfang schwer, doch jetzt haben sich alle daran gewöhnt." Bei der Panzernahbekämpfung beweisen die Soldaten Bodobert Schmidt und Ernst Baudler ihren Mut beim Sprung aus der Hausluke auf einen vorbeifahrenden Panzer, den sie blenden.

Auf dem Schießplatz erlebt Erich Honecker die Batterie Hollerbach beim Gefechtsexerzieren. Beim Geschützführer Unteroffizier Rolf Schröder erkundigt er sich nach den Aufgaben. „Wir schießen mit unseren Haubitzen im direkten Richten auf Panzerziele. Wir wollen hohe Treffersicherheit erreichen." „Und wie sind die Ergebnisse?" „Gut bis sehr gut". Ähnliches wird Genossen Honecker auf dem Infanterieschießplatz berichtet. Hier bekämpfen mot. Schützen feste und bewegliche Ziele.

Oberstleutnant Pabst

Erntehilfe 1972:

E 175 heißt ihr „Gefechtsfahrzeug"

Dienstagvormittag in der Kooperation Roggendorf, Kreis Gadebusch. Schon von weitem sehen wir vier E 175 in einer Reihe stehen. Das Aufbrüllen von Motoren und lautes Hämmern verrät, daß hier alte Erntetechnik für den Einsatz „fitgemacht" wird. Hier – wie in anderen Genossenschaften unseres Bezirkes – helfen Soldaten der NVA. Die meisten von ihnen sind vom Fach: Agrotechniker, Landmaschinen- und Traktorenschlosser.

Rasch hat sich eine Gesprächsrunde gebildet. Major Vogler, der mit uns gekommen ist, hat Zeitungen und Neuigkeiten aus dem Erntestab mitgebracht. „Die Stimmung ist gut, auch wenn es heute noch nicht so rollt", meint der „Brigadier", Soldat Manfred Kruse aus Rehna. Die Unteroffiziere Jochen Giehl und Horst Schemenski sowie die Soldaten Helmut Silbe und Torsten Schulze pflichten ihm bei. Sie alle betrachten ihren Einsatz in der Getreideernte nicht als irgendeine Abkommandierung, sondern als Kampfauftrag. „So wie wir in unserer Gruppe, in unserem Zug um den Bestentitel kämpfen, so wollen wir auch hier unser Bestes geben", meint Helmut Silbe. Deshalb haben sie sich vorgenommen, in den nächsten Tagen im Erntewettbewerb das Tempo mitzubestimmen.

Andreas Pervöltz

Aus der Chronik

Februar 1974:
Eröffnung der Woche der verteidigungsbereiten Jugend und der Woche der Waffenbrüderschaft mit Gästen vom Zentralrat der FDJ und dem Sekretariat des Zentralvorstandes der GST. Verleihung des Artur-Becker-Ehrenbanners an den Truppenteil und sein sowjetisches Partnerregiment.

April 1974:
Besuch einer mongolischen Militärdelegation

20. 11. 1974:
Besuch des Militärrates der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Vertrages

7. 10. 1975:
Verleihung des Namens „Hans-Kahle-Regiment"

Zusammenarbeit mit Sowjetsoldaten 1977:

Gemeinsam macht's mehr Spaß

Die Aufklärungskompanie, in der ich als Richtschütze meinen Ehrendienst versehe, unterhält seit Jahren enge Beziehungen zu den Aufklärern des benachbarten Garde-mot. Schützentruppenteils. Fast Haustür an Haustür stationiert, treffen wir uns häufig mit ihnen in der Gefechtsausbildung, bei Veranstaltungen unserer Jugendorganisationen und auch in der Freizeit. Die Freunde kennen unseren Kompanieklub genauso gut wie wir ihr Leninzimmer, und auch auf dem Ausbildungsgelände der Freunde kenne ich mich so aus wie sie selbst.

Seit langem ist an unseren Ausbildungsergebnissen abzumessen, welchen Nutzen unsere gemeinsame Ausbildung hat. Viel haben wir uns schon gegenseitig voneinander abgesehen. Hinzu kommt, daß sich dabei jeder noch mehr anstrengt, schließlich will sich keiner vor dem Waffenbruder blamieren; ob auf der Sturmbahn, in den B-Stellen oder bei der Pioniertaktik. Unsere Ausbildung gewann an Qualität, und jeder bestätigt, daß es gemeinsam mehr Spaß macht.

Ich finde es einfach prima, daß unser Kompaniechef, Hauptmann Brust, und unsere Parteiorganisation der erlebbaren Waffenbrüderschaft so große Aufmerksamkeit schenken. Trotz Sprachschwierigkeiten haben wir in den vielen Gesprächen mit den sowjetischen Soldaten sehr viel über ihre Heimat, ihr Leben erfahren. Dieser Freundschaft werden wir uns bei der bevorstehenden gemeinsamen Übung „Zyklon '77" mit einer sowjetischen Division würdig erweisen.

Gefreiter Schlusinski

▼▼▼

◄ ***Geländeausbildung, Ende der fünfziger Jahre: mot. Schützen mit dem schweren Maschinengewehr SG-43***

Manöver „Waffenbrüderschaft '80":

Die besondere Einlage

Das Gefecht ist beendet, über staubige Feldwege ziehen die Truppen zurück in ihre Ausgangsräume. Die 122-mm-Batterie des Hauptmann Knorr jedoch strebt über den sonnenüberladenen Übungsplatz einem anderen Ziel zu: einer bulgarischen Haubitzen-Feuerstellung. Gestern abend hatten die Batteriechefs vereinbart, nach dem Gefecht eine eigene Einlage zu vollführen: Einen kleinen Leistungsvergleich auf dem Übungsplatz sowie ein geselliges Zusammentreffen aller Soldaten. Die Bedienungen des Unteroffiziers Ahrends und des Untersergeanten Tregkiaki nehmen Aufstellung an einem Geschütz. Sie sind auserkoren, als Vertreter ihrer Einheiten zu handeln. Wer ist der Schnellste beim Herstellen der Feuerbereitschaft? Ein sowjetischer Oberstleutnant, ein Journalist, wird gebeten, als Schiedsrichter zu arbeiten. Hervorragend die Zeiten in jeder Bedienung – aber es gibt einige kleine Fehler! „Bei jedem nur die Note 2" entscheidet der Unparteiische.

Nach dem anstrengenden folgt für alle der gesellige Teil. Zigaretten werden ausgetauscht, Fotos herumgereicht, Uniformen gemustert, Stahlhelm und Mütze des anderen probiert. Und dann haben die bulgarischen Kampfgefährten noch eine Überraschung. Sie klettern auf ihre Fahrzeuge, holen „dinjas", saftige Wassermelonen, verteilen sie. Das ist so recht nach dem Geschmack der Kanoniere! Herzhaft beißen sie mit staubverschmutzten, von der Hitze fast trockenen Mündern in die roten Früchte.

H. S.

▲ ***Nationalfeiertag der DDR, 7. 10. 1974: Erstmals paradieren in Berlin die neuen Schützenpanzer BMP-1, vorgeführt vom Hans-Kahle-Regiment, das als „Bester Marschblock der mot. Truppen" ausgezeichnet wird.***

Aus der Chronik

1977:
Besuch von Delegationen der Polnischen Armee und der Bulgarischen Volksarmee

September 1977:
Gemeinsame Übung „Zyklon '77" mit einer sowjetischen Division

4.–12. 9. 1980:
Teilnahme am Manöver „Waffenbrüderschaft '80"

7. 10. 1984:
Verleihung der Ehrenplakette mit Fahnenschleife des Komitees der antifaschistischen Widerstandskämpfer der DDR

25. 10. 1985:
Verleihung des Titels „Bester Truppenteil"

◀ ***Manöver Waffenbrüderschaft '80: Artilleristen des Regiments nach einem Leistungsvergleich mit bulgarischen Kanonieren während einer erholsamen halben Stunde.***

▼ ***Fühlt sich fürs Ganze verantwortlich: Unteroffizier Benno Geht, Fahrer eines Schützenpanzers.***

Divisionsübung 1985:

An das Ganze gedacht

Monate vor dem XI. Parteitag der SED hat das Regiment wiederum eine anspruchsvolle Bewährungsprobe zu bestehen: die einwöchige Divisionsübung. Eingesetzt in der Verteidigung, dann als 2. Staffel im Angriff, das Überwinden zweier Flüsse, ein 120-km-Marsch – und dies alles bei kaltem, regnerischen Wetter, auf verschlammten Strecken – verlangte große Anstrengungen. Ein besonderes Lob vom Chef der Landstreitkräfte erhielten die Reservisten, die Mitdreißiger, die tapfer alles durchstanden.

273 Einzel- und 145 Kollektivverpflichtungen, 118 Patenschaften wurden eingelöst. Sie halfen mit, daß der Truppenteil bei dieser Übung, die er als seinen wichtigsten militärischen Beitrag auf dem Tisch des XI. Parteitages ansah, mit einer guten Einschätzung heimkehrte.

Für die Einsatzbereitschaft aller mag das Beispiel des Kommunisten Unteroffizier Benno Geht aus der 3. mot. Schützenkompanie stehen, Fahrer eines Schützenpanzers BMP-1. Bei einem langen Marsch blockierte das Seitenvorgelege seines Fahrzeuges. Mitten im Schlammweg. Während die Einheit zum neuen Einsatzort weiterrollte, sollte er den Reparaturzug des Regiments heranrufen. Der war aber 20 Kilometer entfernt, hatte dort voll zu tun, konnte erst in 3 bis 4 Stunden kommen. Benno überlegte: „Der Kompaniechef braucht da vorn alle Gefechtsfahrzeuge. Soll ich bis dahin meine Hände in den Schoß legen?" Er bat die Besatzung, das schwere Maschinenteil mit auszubauen. Skeptikern antwortete er, daß er derartiges schon ein paarmal daheim im Park gemacht habe. Und die Genossen packten mit an, vor allem Gefreiter Ullrich Totel tat sich hervor. „Damit habt ihr uns die Hälfte Arbeitszeit erspart", sagten verblüfft die später eintreffenden Genossen der Reparaturgruppe. Und auch der Kompaniechef staunte, als dann der Unteroffizier viel früher als erwartet mit dem einsatzbereiten Schützenpanzer bei ihm eintraf. Vom Regimentskommandeur wurde Benno Geht mit einer Prämie ausgezeichnet.

H. S.

Bild: Archiv (3); Fotozirkel Hans-Kahle-Regiment (2); Fröbus (1); Spikkereit (1)

postsack

Bald ist es soweit

Nur noch ein paar Wochen, dann ist unsere Nationale Volksarmee 30 Jahre alt. Ich schreibe schon jetzt, damit ich zu den ersten Gratulanten gehöre. Also: Ich übermittle allen Genossen meine herzlichsten Glückwünsche zu diesem Jubiläum. Die größte Leistung unserer Soldaten besteht wohl darin, daß sie zusammen mit den anderen sozialistischen Armeen den Frieden erhalten haben. Dafür meinen innigsten Dank.
Carola Siefert, Berlin

Vereidigungstag

Den Tag, an dem mein Freund Sven Spiegel an der Offiziershochschule „Ernst Thälmann" vereidigt wurde, werde ich nie vergessen. Ich wünsche ihm für das Studium alles Gute, Glück und Erfolg. Ich werde ihm treu und hilfreich zur Seite stehen, damit er seine Aufgaben im Dienste des Friedens gut meistern kann.
Simone Bauer, Wolgast

Immer ein offenes Ohr

In einigen Szenen des im Fernsehen gesendeten Films über das Manöver „Schild'84" erkannte ich in Generalmajor Möckel (Foto) meinen ehemaligen Bataillonskommandeur wieder. Ich war 1963 in seinem Bataillon Funkmechaniker und habe ihn als einen Vorgesetzten mit großen militärischen wie politischen Kenntnissen und Fähigkeiten in Erinnerung. Er stellte hohe Forderungen an Leistungen

und Disziplin, aber immer fanden wir mit unseren persönlichen Problemen auch ein offenes Ohr bei ihm.
Leutnant d. R. Klaus Thiele, Lugau

Wer hat mehr?

Mein Mann dient bei den Grenztruppen der DDR. Ich habe ihm bisher 687 Briefe geschrieben; bis zu seiner Entlassung möchte ich die „700" erreichen oder überbieten. Die Briefe sowie die wöchentlichen Telefongespräche helfen uns sehr über die Trennung hinweg. Ich grüße und küsse meinen Schatz Uwe.
Kerstin Weichold, Zwikkau

Warum antwortet Andreas nicht?

Ich interessiere mich sehr für den Judo-Sport. Als ich den Bericht in der AR über den ASK-Judoka Andreas Paluschek gelesen hatte, schrieb ich an ihn. Doch es kam keine Antwort. Auch drei weitere Briefe blieben unbeantwortet.
Rainer Bock, Sommersdorf

Auch AR findet das Verhalten von Andreas Paluschek sehr ungehörig. Der ASK Vorwärts Frankfurt (Oder) hat uns auf Anfrage mitgeteilt, daß Sie schnellstens Antwort bekommen.

Wir haben eine große Bitte

Fünfzehn Jungen und Mädchen zwischen vier und fünf Jahren möchten Kontakt mit einem Soldaten der NVA aufnehmen. Städtischer Kindergarten, 8010 Dresden, Löbtauer Str. 33 – Gruppe Frau Tuncsik, Objekt I

Weil ich weiß ...

Viele Grüße aus Potsdam. Ich persönlich bewundere alle Menschen, die die NVA-Uniform tragen, weil ich weiß, welcher Verantwortung sie gerecht werden müssen. Deshalb würde ich mich gern mit einem Soldaten schreiben.
Kerstin Guth (18), 1500 Potsdam, O.-Nuschke-Str. 34a, SG 3/84

Vielseitig

... sind die Patenschaftsbeziehungen zwischen Ludwigslust und dem gleichnamigen Schiff der Volksmarine. Auch zum Techentiner Karneval konnten wir Matrosen unseres Patenschiffes begrüßen.
Gerhard Meyer, Ludwigslust

Zwei nette Genossen

Es ist zwar schon eine Weile her, soll aber trotzdem nicht vergessen sein: Am 5. August 1985 hatten wir zwischen Gretchen und Pompsen eine Autopanne; die Bremsen waren fest. Zwei nette Genossen der Volksarmee standen uns mit Rat und Tat zur Seite. Dafür möchten wir uns nochmals herzlich bedanken.
Gesine Bauer, Zschopau

Gesucht werden

... Oberleutnant Jens-Uwe Tschirsch von Offiziersschüler Thomas Halusa, 2300 Stralsund 5, PFN 16 119/JB und Matrose Kay Wendelmuth, 2300 Stralsund 8, PFN 52 024/W

... Unteroffizier Kruse, der 1972 an der Unteroffiziersschule „Rudolf Egelhofer" Gruppenführer war, von Werner Leue, 3270 Burg, Friedensstr. 33

ÜBRIGENS macht nicht nur der Mai alles neu, sondern die AR auch manches schon im Januar 1986

hallo, ar-leute!

Flaggen, Stander, Wimpel

Sehr interessiert hat mich in AR 9/85 das Flaggenalphabet der Seestreitkräfte des Warschauer Vertrages. Ich wußte bis dahin gar nicht, daß es so etwas gibt.
Soldat Belkow

Für sehr gelungen

... halte ich die Reportage „Schwitzen ist Pflicht" über die Sektion Militärischer Nahkampf in der ASG Löbau.
Uwe Tesche, Bautzen

Widerspruch?

Stark war der Bericht über den SPW-70, blaß dagegen das farbige Titelbild des Septemberheftes.
Mirko Weserling, Torgelow

Interessanter Streifzug

Aus der Serie „AR war dabei" erfährt man mehr darüber, wie sich unsere Armee und auch unser Soldatenmagazin im Detail entwickelt hat. Diesen Streifzug durch die Geschichte lese ich gern.
Stabsfeldwebel
Lutz Schönmeyer

„Frühlingserwachen"

Die Grafik „Frühlingserwachen" von Santos Chavez (AR 9/85) ist so ausdrucksstark und faszinierend, daß ich sie erwerben möchte. Kunst dieser Art öffnet die Herzen. Schönheit, Liebe, Freiheit und Frieden gehören zusammen.
Silvio Jahn, Berlin

Ich bin ein großer Bewunderer dieses chilenischen Grafikers und Malers; Arbeiten von ihm habe ich beim Nationalen Jugendfestival und zum Festival des politischen Liedes gesehen
Sabine Griese, Berlin

Als ich diese Grafik in der AR sah, erlebte ich ein Gefühl von Frieden, Freude und Liebe.
Soldat Ralf Sedmihradsky

Ich möchte die Grafik meinem Bruder, der zur Zeit als Soldat an der Grenze steht, zum Geburtstag schenken.
Babette Lorenz, Berlin

Übrigens, Sie alle dürfen sich freuen: Santos Chavez arbeitet gegenwärtig an zwei weiteren Grafiken für die AR-Bildkunst; sie werden noch in diesem Jahr erscheinen.

Mit seiner Arbeit vertrautgemacht

Mein Mann ist Berufsunteroffizier und fährt einen SPW-70. Der Beitrag in der AR hat mir geholfen, sich mit seiner Arbeit vertraut zu machen. Dafür bedanke ich mich. Ein großes Küßchen an meinen Mann und Grüße an Oberleutnant Fiedler.
M. Wagner, Ueckermünde

Schon oft

... konnte ich der AR Zahlen und Fakten über die Militärpolitik der NATO entnehmen und für meine Arbeit – ich bin Freundschaftspionierleiterin – verwenden. Dafür möchte ich mich bedanken. Gern würde ich mich auch mit einem Berufssoldaten schreiben.
Christa Zielke (23, 1,81 m), 1951 Wustrau, W.-Pieck-Str. 21

alles, was RECHT ist

Freistellung im Nachhinein?

Vor kurzem ist mein Vater gestorben. Ich war zu dieser Zeit krank und wurde erst vier Tage nach der Beisetzung wieder gesundgeschrieben. Nun steht die Frage, ob ich trotzdem Anspruch auf bezahlte Freistellung von der Arbeit habe. Meine Dienststelle – ich bin Zivilbeschäftigte der NVA – hat Verständnis für meine Lage, ist sich aber rechtlich nicht ganz sicher.
Yvonne Conrad

Das Arbeitsgesetzbuch bestimmt unter § 184 (1 d), daß beim Tod eines Elternteils bezahlte Freistellung von der Arbeit für die Dauer von zwei Arbeitstagen gewährt wird. Die Bemessung auf zwei Arbeitstage spricht bereits dafür, daß die Freistellung nicht nur erfolgt, um an der Beisetzung teilnehmen zu können; schließlich gibt es bei einem Todesfall auch noch manches andere, was von den Familienangehörigen zu erledigen ist. Bei Ihnen tritt dies besonders deutlich zutage: Da Ihre Mutter schon vor Jahren einer schweren Krankheit erlegen ist, sind Sie der einzige rechtmäßige Erbe. Das macht Wege zum Staatlichen Notariat nötig. Außerdem haben Sie die Wohnung und den Haushalt Ihres verstorbenen Vaters aufzulösen. Dies alles braucht Zeit. Aus eben diesen Überlegungen heraus hat der Gesetzgeber sowohl die Zeit der Freistellung von der Arbeit auf zwei Tage bemessen als auch sie nicht einseitig auf die Teilnahme an der Trauerfeier reduziert. An dieser haben Sie während Ihrer Arbeitsunfähigkeit teilgenommen; es war Ihnen keine Bettruhe verordnet worden, und der behandelnde Arzt hatte

seine Zustimmung gegeben. Damit haben Sie sich keine Pflichtverletzung zuschulden kommen lassen. Für die Teilnahme an der Beisetzung können Sie natürlich keine nachträgliche Freistellung von der Arbeit erhalten. Sofern Sie aber, wie Sie schreiben und wie es die Sachlage erfordert, noch Zeit benötigen, um die Erbschaftsangelegenheit beim Staatlichen Notariat zu klären und die Haushaltsauflösung durchzuführen, muß Ihnen in einem angemessenen Zeitraum zumindest ein Teil der im Arbeitsgesetzbuch vorgesehenen Freistellung von der Arbeit gewährt werden. Ihre Dienststelle hat also keinen Grund, da ängstlich zu sein.

Schreiben Sie uns doch mal, wie Ihnen das Neu-gemachte in diesem Heft gefällt: Redaktion „Armeerundschau", 1055 Berlin, PFN 46 130

gefragte fragen

Geld statt Urlaub?

Ist es möglich, sich nicht in Anspruch genommenen Erholungsurlaub vergüten zu lassen?
Feldwebel Horst Block

Ein finanzielle Abgeltung von nicht gewährtem Erholungsurlaub ist gemäß Ziffer 6 (3) der DV 010/0/007 grundsätzlich untersagt. Ausnahmen sind nur möglich, wenn er wegen Krankheit oder Dienstbeschädigung bzw. wegen Absonderung oder Quarantäne nicht innerhalb des Kalenderjahres gewährt werden konnte.

Mit Dolch zur Hochzeit?

Mein Verlobter ist Offizier. Zu unserer Trauung wird er Uniform tragen, den großen Gesellschaftsanzug. Ich möchte, daß er dazu auch den Dolch trägt. Er sagt aber, das dürfe er nur zur Paradeuniform.
Jana Fussan, Hoyerswerda

Da irrt Ihr Verlobter. Zum großen Gesellschaftsanzug gehört sowohl die Achselschnur als auch der Dolch.

Kradanzug – unberechtigte Leihgabe?

Im Urlaub fahre ich die 180 km bis zu meinem Wohnort mit dem Motorrad. Dafür hatte ich mir über den Hauptfeldwebel einen Kradanzug geliehen. Jetzt mußte ich ihn zurückgeben, da es sich – wie man mir sagte – um eine unberechtigte Leihgabe handelte. Stimmt das?
Unterleutnant M. Kant

Ja. Die Kradkombination ist eine spezielle Dienstbekleidung für Dienstfahrten mit Dienstkrädern. Für den persönlichen Gebrauch darf sie nicht verwendet und ausgegeben werden.

MTH 1986?

Welche Militärtechnischen Hefte gibt der Militärverlag 1986 heraus?
Karsten Schultz, Gardelegen

„Übersetztechnik" (I. Quartal), „Funkmeßtechnik" (II. Quartal), „Nachrichtenwesen" (III. Quartal) und „Marinefliegerkräfte" (IV. Quartal)

Zum Beispiel?

Es gibt Spezialfahrzeuge auf Panzerbasis. Welche fallen darunter – zum Beispiel?
Rüdiger Sonnenberg, Beeskow

Brückenlege-, Minenräum- und Bergepanzer, aber auch Panzerzugmaschinen.

Freie Tage?

Ich wurde zu einer Reservistenübung einberufen. Muß mir der Betrieb den darin liegenden Sonnabend und Sonntag, die ja normalerweise arbeitsfrei waren, nachträglich als freie Tage gewähren?
Gefreiter d. R. Joachim Kahl, Leipzig

Nein, darauf haben Sie keinen Anspruch.

Sonderurlaub?

Gibt es Sonderurlaub, wenn man im Lotto eine Reise gewonnen hat?
Unteroffizier Karlheinz Dürr

Nein, das geschieht nicht. Dafür müßten Sie Erholungsurlaub beantragen, der Ihnen – wenn dem nicht zwingende militärische Erfordernisse entgegenstehen – gewiß auch

gewährt werden dürfte. Darüber hinaus sei bemerkt, daß bei Reisen ins Ausland die Genehmigung des Regimentskommandeurs einzuholen ist.

Jahresendprämienanspruch?

Ich bin am 31. 10. 1985 entlassen worden und habe wieder im alten Betrieb angefangen. Erhalte ich für 1985 eine Jahresendprämie?
Gefreiter d. R. Steffen Ullrich, Gotha

Sie haben gemäß § 117 (2) des Arbeitsgesetzbuches Anspruch auf anteilmäßige Jahresendprämie für die Zeit von der Wiederaufnahme Ihrer beruflichen Tätigkeit bis zum Jahresende.

Arbeit als Zivilbeschäftigter?

Ist es möglich, als Zivilbeschäftigter bei der NVA zu arbeiten?
Alfred Wieschorra, Rostock

Ja. Sie müßten sich dazu mit einer entsprechenden Bewerbung an die nächstgelegene Dienststelle der NVA oder der Grenztruppen der DDR bzw. an das Wehrkreiskommando wenden.

Finanzielle Anerkennung?

Im neuen Ausbildungsjahr habe ich mir zu Ehren des XI. Parteitages der SED vorgenommen, das Bestenabzeichen zu erringen. Obwohl es mir nicht zuallererst um die finanzielle Seite geht, möchte ich dennoch wissen, ob mit der Verleihung auch eine derartige Anerkennung verbunden ist.
Matrose Ralf Zielinski

Ja. Beste Soldaten bzw. Matrosen erhalten eine einmalige finanzielle Zuwendung von 100 Mark, wenn ihnen das Bestenabzeichen bzw. ein Wiederholungsanhänger verliehen wird.

gruß und kuß

Fähnrich an Fähnrichschülerin

Ganz lieb grüße ich meine Verlobte Mareike Kunath und wünsche ihr für das Fähnrichstudium alles Gute.
Fähnrich Rudhardt Peter

Geburtstagsglückwünsche

... gehen nachträglich an den Offiziersschüler Jens Nießner von seinen Eltern und an den Stabsmatrosen Sven Mischalle von seiner ihn sehr liebenden Mutti.

postsack

Redaktion: Karl Heinz Horst
Bild: MBD, privat
Vignetten: Achim Purwin

Sieben weitere Grüße

Annett Fiedler versichert ihrem Unteroffizier Viktor Höhne, daß sie ihn lieb hat. Soldat Frank Schlünz empfängt Grüße von seiner Frau Kerstin und dem kleinen René. Unteroffizier Steffen Tetzner wird von seiner Simone geküßt. Und schließlich schicken Gaby Nieter sowie Töchterchen Mandy an Obermeister Reinhard Augstein, Andrea Kuhnert an Sven Welk und Dagmar aus Dessau an Unteroffizier Ronald Finze viele liebe Grüße auf die Reise. Anja Diem grüßt ihren Bruder Peter.

soldaten-post

... wünschen sich: Beate Noatzsch (17), 7260 Oschatz, Wiesenstr. 1 – Chentina Naundorf (20, Tochter 3), 7421 Vollmershain, PSF 16 Nr. 13 – Simone Felchner (19), 8251 Ullendorf, Nr. 23 – Martina Christoph (17), 3250 Staßfurt 1, Förderstedter Str. 25 – Christina Mittag (16), 4351 Bernburg, Liebigstr. 5 – Iris Lantzsch (24), 1260 Strausberg, Große Str. 71 – Christine Kräutner (18), 2603 Laage, Str. der Einheit 14 – Marion Will (19), 6570 Zeulenroda, L.-Jahn-Str. 17, PSF 46 – Catrin Hengst (18), 9381 Marbach, Fabrikweg 1a – Ines Klabunde (18), 2050 Teterow, Str. der Freundschaft 10 – Gabi Heinrich (25, Sohn 4), 6018 Suhl, Leninring 154 – Annett Gothe (17), 4020 Halle, W.-Bredel-Str. 19 – Marion Straube (20, Tochter 1/2), 9380 Flöha, Ph.-Müller-Str. 27 – Kathrin Ulbrecht (16), 7400 Altenburg, Rousseaustr. 44 – Petra Horn (17), 2830 Bolzenburg, Weg der Jugend 2 – Uta Krause (17), 6300 Ilmenau, An der Krebswiese 8, Fach 74/17 – Sabine Krause (22, Kind 4), 3231 Kloster-Gröningen, Halberstädter Platz 3 – Ramona Biewendt (19, Kind 1), 3231 Kloster-Gröningen, Breitscheidstr. 14 – Beate Sanne (21, Sohn 3), 3231 Kloster-Gröningen, Breitscheidstr. 13 – Isolde Kornet (18; 1,56 m), 4200 Merseburg, Hälterstr. 25 – Birgit Junge (20), 9047 Karl-Marx-Stadt, O.-Hofmann-Str. 1 – Kirsten Ziepel (17), 1100 Berlin, Bleicheroder Str. 26 – Birgit Ziepel (23), 1115 Berlin, Siedlungsstr. 1, PSF 107/34 – Manuela Pech (17), 9166 Thalheim, Moritzstr. 3 – Angelika Ziemendorf (23, Sohn 2), 2000 Neubrandenburg, Greifstr. 12 – Romy Krause (17; 1,76 m), 8045 Dresden, Pirnaer Landstr. 116 – Birgit Bahn (21), 4200 Merseburg, Gartenstr. 7 – Elke Agsten (22), 4090 Halle, Block 506/6 – Jana Land (19), 6501 Endschütz, Nr. 61 – Karen Eckert (18), 6509 Wünschendorf, Gartenstr. 5 – Kathrin Faber (17), 4020 Halle, Str. der Aktivisten 63 – Annett Schlösinger (17) 8300 Pirna II, Struppener Str. 16 – Sabine Schmaeske (24, Sohn 11/2), 4020 Halle, Ernestusstr. 1 – Kathleen Gnauck, (16), 7700 Hoyerswerda, Hufelandstr. 36 – Rosmarie Engl (25, Sohn 7), 8402 Gröditz, Pilstergasse 7 – Kerstin Bautz (17), 6840 Pößneck, Raingasse 14 – Kerstin Müller (22), 7260 Oschatz, Kantstr. 7 – Andrea Darnstädt (17), 4201 Klobikau, E.-Thälmann-Str. 30 – Karina Büchse (16), 4251 Bischofrode, Th.-Müntzer-Sdl. 15 – Katrin Schulze (18), 7294 Dommitzsch, Str. des Friedens 6a

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Jana Herrmann (18), 9230 Brand-Erbisdorf, Dr.-W.-Külz-Str. 71 – Heike Drechsler (24, Tochter 4), 9250 Mittweida, Dr.-W.-Külz-Str. 7 – Anke Wolf (17), 9250 Mittweida, Rochlitzer Str. 52 – Eike Gens (17) 1830 Rathenow, Curlandstr. 62 – Silke Horn (16) 3301 Sachsendorf, Am Rust 4 – Sylvia Friedrich (19), 7845 Senftenberg, Usedomer Str. 26 – Claudia Scholz (17), 9540 Zwikkau, Am Fuchsgraben 32 – Viola Haßbargen (22), 3281 Zerben, Friedensstr. 14 – Karin Schmidt (23), 6521 Buchheim, Nr. 24 – Iris Krause (23), 7540 Calau, Springteichallee 32, – Sylvia Teutscher (22), 7200 Borna, Kesselshainer Str. 25 – Anke Röthke (18), 9381 Schellenberg, Zwirnerei Schellenberg, Fabrikweg – Kathrin Richter (18), 2238 Zinnowitz, Dünenstr. 44 (417) – Iris Härich (18), 8142 Radeberg, Pulsnitzer Str. 7 – Ulrike May (20), 6403 Neuhaus-Schierschnitz, An der Schule 3 – Annerose Gottschlich (25, Sohn 5), 8300 Pirna-Copitz, O.-Grotewohl-Str. 13 – Karina Jezlorski (18), 3211 Dahlenwarsleben, Mühlenstr. 4 – Anke Kefurt (16), 9156 Oelsnitz, Lindenstr. 5a

Briefwechselwünsche werden kostenlos und nur mit Altersangabe (maximal 25 Jahre) veröffentlicht.

Tag und Nacht

... halten die Funktechnischen Truppen den Luftraum unter Kontrolle. AR berichtet über eine Stationsbesatzung, zu der auch dieser Planzeichner (Foto) gehört. In weiteren Beiträgen machen wir mit einem Fähnrich bekannt, der im Gründungsjahr der NVA Gefreiter war, mit der sowjetischen Nordmeerflotte sowie polnischen Bergepanzern. Ein Offiziersschüler der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung erzählt von seinem ersten Alleinflug. AR vermittelt Eindrücke aus den Bergen Afghanistans und stellt Betrachtungen zum Kampfwert der heutigen mot. Schützen an. Es gibt ein neues Mini-Magazin,

Rudi Strahl gratuliert der NVA zum 30. Geburtstag, es schreiben Soldaten für Soldaten und auf dem Rücktitelbild präsentieren wir Christine Dähn

in der nächsten

Träume Wünsche Taten

„Wenn ich auch ganz gut weiß, daß neun Zehntel der gebildeten Welt die ‚Friedens'Bewegung noch gering schätzen und ignorieren ..., ich appelliere an die Zukunft. Das zwanzigste Jahrhundert wird nicht zu Ende gehen, ohne daß die menschliche Gesellschaft die größte Geißel – den Krieg – abgeschüttelt haben wird ..."

Das schrieb die Schriftstellerin, die Friedensnobelpreisträgerin, die große Humanistin Berta von Suttner in ihr Tagebuch. Seitdem sind 88 Jahre vergangen, und wir müssen feststellen: In diesen Jahren, von denen 85 dem 20. Jahrhundert gehören, wurde die Menschheit in zwei verheerende Weltkriege und in fast 100 regionale Kriege gestürzt. Es verging praktisch kein Tag, da der Imperialismus nicht versucht hätte, seine Macht gegen den Willen der Völker mit Hilfe von Gewehren durchzusetzen.

Waren also die Hoffnungen, die Wünsche, die Träume Berta von Suttners – und nicht allein ihre – Schall und Rauch? Ist ihr Optimismus auf Sand gebaut?

Fragen wir zunächst: Was ließ Menschen zu allen Zeiten hoffen, daß sich die Menschheit vom Kriege befreien, daß sie sich den Frieden und damit ihr Überleben erkämpfen wird? Was veranlaßte die Autoren altindischer Gesänge oder der Bibel, dem Begriff Frieden göttlichen Glanz zu geben? Was veranlaßte europäische Denker des Mittelalters, dem Frieden das Wort in einer Zeit zu reden, da das Kriegshandwerk in Blüte stand und als Krone männlicher Tugenden galt? Was bewegte Albrecht Dürer, das Schreckensbild von Ritter, Tod und Teufel zu entwerfen, was Friedrich Schiller, der Vision der „Freude – schöner Götterfunken" Worte zu verleihen?

Die jeweilige „Veranlassung" lag wohl in der wiederholten, ebenso bitteren wie einfachen Erfahrung: Krieg – das ist Vernichtung, Frieden – das ist Leben. Und damit Menschsein. Diese Erfahrung erlebten Generationen gleichsam am eigenen Leibe. Die Zahl der seit Menschengedenken geführten Kriege benötigt heute sechs Stellen. Das errechneten Historiker. Nicht zu errechnen sind die Schrecknisse, die die Kriege hinterließen. Die Zahl der Kriege provoziert eine Frage: Gibt es das überhaupt – eine Welt ohne Krieg? Ist der Krieg nicht vielleicht einem Naturereignis gleich, das sich wiederholt,

FRIEDEN

ohne der Menschheit Chancen zu lassen, es zu verhindern?

Allzu oft in der Geschichte gingen Friedenssehnsucht und Resignation Hand in Hand. Und wir gehen wohl nicht fehl mit der Annahme, daß auch heutzutage mancher an der Friedensfähigkeit der Menschheit zweifelt. Freilich: Es sind mehr, gewaltig mehr als zu Zeiten Berta von Suttners, die optimistisch sind, Kriege für immer aus dem Leben der Menschen verbannen zu können. Aber das 20. Jahrhundert als Ende des Kriegszeitalters zu benennen – geht das nicht zu weit? Ist dieser Optimismus nicht vielmehr Wunschdenken?

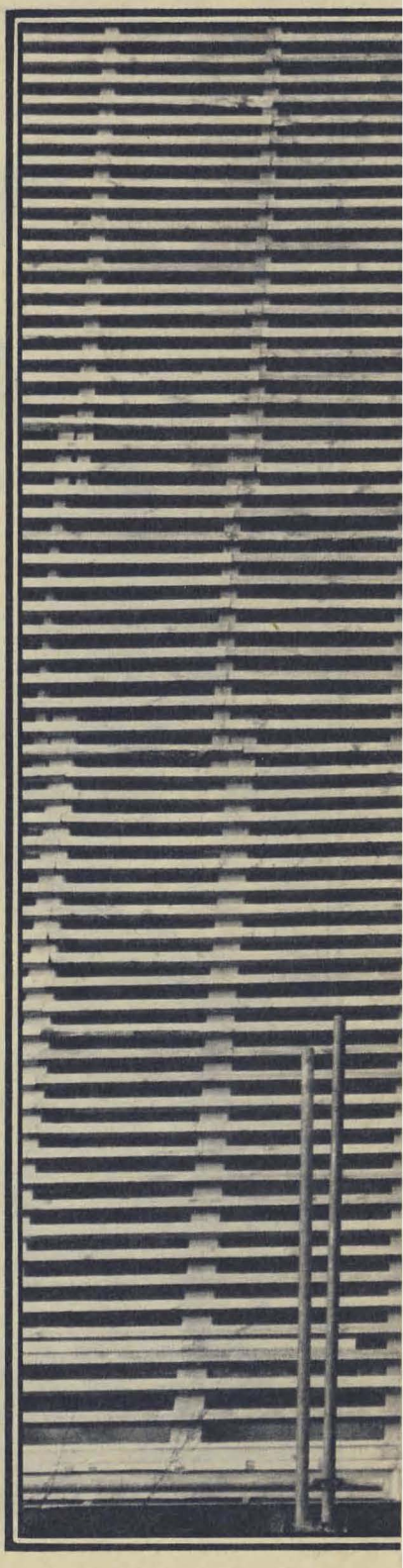
Wunschdenken? Ist es nicht wichtig, wenn es hilft, vorwärtszudrängen? Verleihen Träume dem Fortschritt nicht auch immer neue Kräfte? Über endgültige Zeitpunkte nachzusinnen, ist dabei eher zweitrangig. Wichtiger ist die Überzeugung: Ja – es wird gelingen, ja – es wird die Zeit kommen, da der Kriegstreiberei die Nahrung genommen ist. Diese Überzeugung ist jene Quelle, welche die Bereitschaft wachsen läßt, für den Frieden in den Kampf zu ziehen. Sie bewegt heute Millionen und aber Millionen Mitglieder einer Koalition der Vernunft, unter denen die Kommunisten diejenigen sind, deren Optimismus immer neue Friedenskämpfer mobilisiert.

Was bestimmt also unseren Optimismus? Auf den ersten Blick mag die Antwort paradox anmuten: unser Wissen um die Ursache von Kriegen. Marx, Engels, Lenin haben diese durch ihre Analysen bisheriger Geschichte und bisheriger Klassenkämpfe zutage gefördert: Kriege entstanden und entstehen, weil es Klassen gab und gibt, deren Drang nach Profit und damit nach Ausbeutung des Menschen durch den Menschen ihnen höher steht als der Frieden. Also: Krieg ist die Ausgeburt von Ausbeutergesellschaften. Gleich welcher Beschaffenheit. Ausbeutergesellschaften aber vergehen im und durch den Kampf der Klassen – und mit ihnen die Ursache von Völkerverhetzung, von Nationalismus, von all den widerwärtigen Begleiterscheinungen kriegerischer Ereignisse, vom Krieg selbst!

Letztlich wird sich das in unserer Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus am Schicksal des Imperialismus erweisen. Karl Marx faßte dies in eine Frage, die sich von selbst beantwortet: „Wenn die Emanzipation der Arbeiterklasse das Zusammenwirken verschiedener Nationen erheischt, wie jenes große Ziel erreichen mit einer auswärtigen Politik, die frevelhafte Zwecke verfolgt, mit Nationalvorurteilen ihr Spiel treibt und in piratischen Kriegen des Volkes Blut und Gut vergeudet?" Mit anderen Worten: Die Macht der Arbeiterklasse, der Sozialismus und der Frieden bilden eine untrennbare, weil notwendige Einheit.

Beweise dafür liefern Vergangenheit und Gegenwart gleichermaßen. Es mußte erst eine Arbeiter-und-Bauern-Regierung an die Macht gelangen, ehe erstmals in der Geschichte eine Friedensverordnung erlassen wurde: das „Dekret über den Frieden" – das erste Gesetz der jungen Sowjetmacht. Was in den Oktober-/Novembertagen des Jahres 1917, mitten im Krieg, als Staatsdoktrin um die Welt ging, findet seither seine Fortsetzung in einer schier unendlichen Kette von Vorschlägen der Sowjetunion und der sozialistischen Staatengemeinschaft. Vorschläge, um die Welt zu befrieden. Heute, da imperialistische Kreise am Werk sind, die noch immer hoffen, durch Hochrüstung auf der Erde und im All, durch Konfrontation und Erpressung, letztlich durch Krieg den Sozialismus beseitigen zu können, wird dies umso deutlicher.

Michail Gorbatschow sagte am 3. Oktober vergangenen Jahres anläßlich seines Frankreich-Besuchs, worauf es gegenwärtig ankommt: „Wenn wir die heute wirkenden Tendenzen nicht aufhalten, werden wir morgen möglicherweise nicht mehr in der Lage sein, ihr teuflisches Beharrungsvermögen zu überwinden. Es wird noch schwieriger sein, mit-



einander zu sprechen. Deshalb halten wir es für so wichtig, bereits heute, unverzüglich, solange es nicht zu spät ist, die ‚Höllenfahrt' des Wettrüstens zu stoppen, mit der Reduzierung der Rüstungen zu beginnen, die internationale Lage zu gesunden und die friedliche Zusammenarbeit zwischen den Völkern zu entwickeln. Das ist im gegenseitigen Interesse, das ist eine Aufgabe, die alle angeht. Niemand kann es sich leisten, beiseite zu stehen und abzuwarten."

Den Worten folgten die Taten. Konkrete, sehr weitreichende Abrüstungsvorschläge, an die USA und andere NATO-Staaten gerichtet: vollständiges Verbot von Weltraumangriffswaffen, 50prozentige Reduzierung der Kernwaffen beider Seiten, die das Territorium der anderen erreichen können, gesondertes Abkommen über schnellstmögliche gegenseitige Reduzierung von Kernwaffen mittlerer Reichweite in Europa!

Werden die Antworten und Reaktionen der USA wie auch anderer NATO-Staaten angetan sein, Hoffnungen für eine bessere Entwicklung zu hegen? Haben nicht schon früher die USA konstruktive Abrüstungsvorschläge der UdSSR ignoriert? Ja, haben sie nicht sogar danach oftmals gerade erst recht demonstrative Hochrüstungsschritte unternommen?

Sollten wir unter diesen Umständen nicht doch ein Fragezeichen hinter unseren Optimismus setzen?

Nein und nochmals Nein! Heute, erstmals und genau zu jenem Zeitpunkt, da es um das Überleben der Menschheit geht, werden durch den Sozialismus Kräfte frei, die dem Krieg erfolgreich die Stirn bieten: Menschen, die ihres eigenen Glückes Schmied sind. Menschen, die wissen, daß es sich lohnt, für den Sozialismus friedlich zu arbeiten und – wenn vom Imperialismus provoziert – auch die Waffe zu seiner Verteidigung in die Hand zu nehmen. Menschen, die wissen, daß Waffenlosigkeit nichts

gegen Waffen der Ausbeuter auszurichten vermag.

Das sind gewaltige Potenzen, die dazu beitragen, daß die in der Ausbeutergesellschaft herrschende Klasse Schritt um Schritt und unter Schmerzen erkennen muß, sich dem Risiko der Selbstvernichtung auszusetzen, wenn sie zum Äußersten entschlossen sein sollte.

Die Imperialisten haben seit vier Jahrzehnten nicht mehr gewagt, im Feuer der von ihnen angezettelten regionalen Kriege die Fakkel eines Weltbrandes zu zünden. Die Imperialisten erzielten trotz immer neuer Schritte der Auf-, der Hoch- und Vorrüstung nie jenen Schritt Vorsprung, der ihnen nötig erschien, um einen Vernichtungsschlag gegen den Sozialismus „erfolgreich" führen zu können. In ihren Reihen gibt es immer mehr Leute, die dialogbereit sind, weil auch sie real genug denken, um zu erkennen, daß nukleares Inferno auch das Ende jedes Geschäfts, mithin jedes Profites wäre. Imperialistische Politiker sehen sich immer wieder gezwungen, mit Kommunisten über Abrüstung und Entspannung zu verhandeln.

Der Grund? Die Fähigkeit des Sozialismus – voran der Sowjetunion –, imperialistischer Kriegspolitik mit sozialistischer Friedenspolitik in die Parade zu fahren ...

Diese Friedenspolitik schöpft ihre Kraft aus dem unaufhaltsamen Wachstum politischer, ökonomischer und auch militärischer Möglichkeiten des Sozialismus.

1941 glaubte der deutsche Imperialismus trotz der Tatsache, daß sich das Sowjetland über Jahre hinweg erfolgreich gegen jeden imperialistischen Erdrosselungsversuch gewehrt hatte, den ersten sozialistischen Staat der Erde überrennen und von der politischen Weltkarte ausradieren zu können. Dieser Glaube war ein Irrglaube, der zum völligen Fiasko derer führte, die sich als die Überlegenen wähnten.

1945 hoffte der damalige USA-Präsident Truman, die Sowjetunion während der Potsdamer Konferenz mit dem Hinweis auf eine neue, furchtbare Waffe erpressen zu können. Die Toten von Hiroshima und Nagasaki opferte er gewissenlos auf dem Altar US-amerikanischer Weltmachtgelüste – nur: Die Sowjetunion ließ sich nicht erpressen. Stalin vertraute auf die Kraft des sowjetischen Volkes, die dann auch binnen weniger Jahre das Atombombenmonopol der USA brach und jeden Erpressungsversuch dieser Art zur Illusion werden ließ.

Ähnliches vollzog sich in der neueren Geschichte. Denken wir an Korea, an Kuba, an Vietnam. Denken wir nur an unsere eigene Geschichte.

Und heute?

Aberwitzige Summen werden in die NATO-Hochrüstung gesteckt – beispielsweise für nukleare USA-Mittelstreckenwaffen für Westeuropa, beispielsweise für die Entwicklung von Weltraumwaffen. Der Imperialismus will militärische Überlegenheit gegenüber dem Sozialismus erlangen. Doch der Sozialismus legt immer neue Kräfte frei, die in jedem Falle für seine Sicherheit sorgen, und zwar mit jedem dafür notwendigen Mittel. Der Sozialismus ist heute – diesen Gedanken äußerte Erich Honecker bereits kurz nach Beginn der Stationierung neuer nuklearer USA-Mittelstrekkenwaffen in Westeuropa, und er findet immer wieder seine Bestätigung – in der Lage, zwei strategische Aufgaben gleichzeitig zu lösen: Er sorgt für die Unantastbarkeit seiner Errungenschaften, und er sichert das Lebensniveau des Volkes und baut es weiter aus. Er kann dies tun, weil die Menschen im Sozialismus dafür gut arbeiten, gut leben. Ja, auch gut lernen, mit den Waffen des Volkes umzugehen.

Helmut Schmidt, der ehemalige BRD-Bundeskanzler und einer der „Väter" des NATO-Raketenbeschlusses, äußerte sich vor einigen Monaten gegenüber japanischen Journalisten so: Weder die USA noch die UdSSR würden es je schaffen, militärische Überlegenheit zu erreichen, und wie er, so der Ex-Bundeskanzler, die „Russen" kenne, würden die jeden entsprechenden Schritt der USA unter allen Bedingungen kontern ...

Sollen wir unter diesen Umständen unseren Optimismus, den Krieg besiegen zu können, auf Eis legen? Unsere Gegner warten doch nur darauf. Denn sie wissen um die Schärfe unserer besonderen Waffe: eines Optimismus, der nichts mit Gutgläubigkeit, nichts mit tatenloser Erwartungsfreude zu tun hat, aber sehr viel mit dem Wissen um unsere Verantwortung und unsere Möglichkeiten.

„Jede revolutionäre Klasse ist optimistisch", hat Franz Mehring erklärt. „Das hat selbstverständlich mit irgendwelchem Utopismus nichts zu tun. Der revolutionäre Kämpfer mag in der nüchternsten Weise die Chancen seines Kampfes abschätzen: Ein revolutionärer Kämpfer ist er doch nur, weil er die felsenfeste Überzeugung hat, daß er eine Welt umwälzen kann."

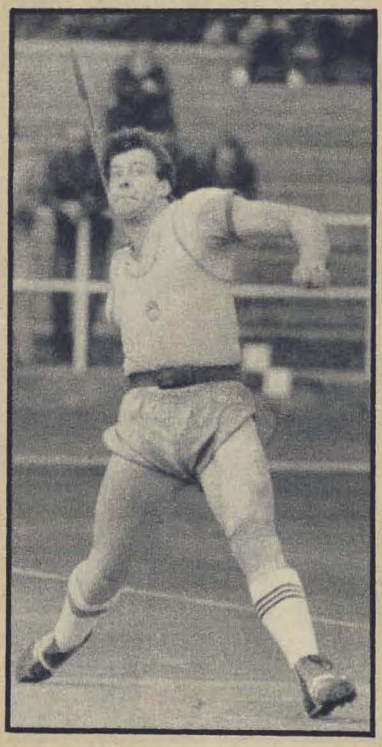
Berta von Suttners vor 88 Jahren ausgesprochene Hoffnung wird kein illusionärer Wunsch bleiben, denn aus unserer Überzeugung erwachsen die Taten. Wir werden den Krieg besiegen – mit unserer besonderen Waffe.

Text: Hans Eggert
Bild: Manfred Uhlenhut, Archiv

ZUM TITEL BILD

INTUITIV SENSIBEL KRAFTVOLL

Beim Leichtathletik-Weltcup 1985 in Canberra (Australien): Uwe Hohn gewann die Speerwurf-Konkurrenz mit einer Weite von 96,96 m



104,80 m.

Mit dieser Zahl wissen inzwischen auch Leute etwas anzufangen, die sich nur wenig mit Sport befassen. Es ist die Weltrekord-Weite des Potsdamer Speerwerfers Uwe Hohn, erzielt am 20. Juli 1984.

Mit ihr löste er die unterschiedlichsten Reaktionen aus: Die anwesenden Kampfrichter waren irritiert, weil ihnen keine für fünfstellige Zahlen geeignete Anzeigetafel zur Verfügung stand. Die Konkurrenz geriet in einen Zustand der Lähmung, der bis heute noch nicht völlig abgeklungen ist. Die Journalisten ließen sich zu Superlativen hinreißen. Und 21 000 Zuschauer nahmen Uwes Tat voller Begeisterung, mit Respekt und Genuß auf; so schön, so ästhetisch, so abenteuerlich kann Speerwerfen sein!

Für Uwe Hohn war dieser Wettbewerb des Olympischen Tages in Berlin alles, aber kein Abenteuer. Er wußte um seine Fähigkeit, als erster Speerwerfer die 100-m-Marke zu übertreffen, verlor aber darüber kein Wort, überließ jegliches Spekulieren anderen.

Der Weltrekordler ist keiner, der eine Sache zerredet. Seit Beginn seiner Karriere gehört es zu seinen Stärken, Leistungen sprechen zu lassen, anstatt über solche zu orakeln. Schon in den Jugendklassen sammelte er DDR-Meistertitel zuhauf, hatte als 15jähriger seinen ersten internationalen Einsatz und errang Platz drei bei den Jugendwettkämpfen der Freundschaft, gewann Europameisterschaftsgold sowohl bei den Junioren als auch bei den Großen. Physisch oft angeschlagen, hat er dennoch oft gewonnen. Wie geht das zusammen?

„Zum einen besitzt Uwe gute körperliche Voraussetzungen, zum anderen große Beharrlichkeit, eine Sache zu verfolgen", sagt Nachwuchstrainer Hartmut Wolter, der ihn bis 1981 im Armeesportklub Vorwärts Potsdam betreute. „Als er vor zehn Jahren zu mir kam, war er nicht sehr kräftig, dafür umso schlaksiger. Uwe hatte geradezu riesenlange Arme, die er spielend kreisen lassen konnte." Was damals noch ein wenig unbeholfen wirkte, deutete jedoch bereits auf jene Beweglichkeit im Schultergürtel, die heute jeder Experte an Uwe Hohn zu loben bereit ist und die ihn in die Lage versetzt, den Speer mit einem gewaltigen Zug weit hinaus zu bringen. Körperliche Geschmeidigkeit verbindet Uwe mit athletischem und spielerischem Können, wie man es diesem Riesen kaum zutrauen mag. „Als Jugendlicher", so Hartmut Wolter, „lief er die einhundert Meter in 11,1 Sekunden. Ohne Schwierigkeiten vollführt er aus dem Stand den Salto rückwärts und andere akrobatische Kunststückchen. Und er beherrscht – bis auf das Fußballspiel – die Spielsportarten so gut, daß ich behaupten möchte, er hätte es beispielsweise auch im Volleyball zu etwas gebracht."

Daß ein Werfer Ballgefühl mitbringt, ist durchaus kein unerhebliches Detail. Wie das Leder richtig angetippt, so will der Speer richtig in die Luft gelegt sein. Besonders jener hochempfindliche, für 100-m-Weiten konstruierte, den Hohn bisher benutzte und der auf jede Abweichung von den idealen Abwurfparametern in der Luft reagiert wie ein nasser Sack: Er fällt einfach herunter.

Der Weltrekordmann besitzt die Gabe, sein Gerät mit Kraft und Sensibilität zugleich in die Lüfte zu befördern. Und vielleicht liegen gerade hier seine größten Vorteile gegenüber der Konkurrenz. Messen kann man diese Wurf-Intuition schwerlich, auf andere Art beweisen schon.

Uwe Hohn vermag die beschriebene Fähigkeit einer „gefühlvollen Armschleuder" nicht allein mit dem 800 g schweren Wettkampfspeer vorzuführen, sondern ebenso mit einem handelsüblichen, kaum ein Gramm wiegenden Streichholz. Auf die Idee dazu war er durch eine Zahl im „Guiness book of records" ge-

Gab Uwe „Bezugspunkte wie daheim": der erfolgreiche Nachwuchstrainer Hartmut Wolter

Zu spektakulärer Leistung im Stadion fähig, zurückhaltend und bescheiden außerhalb der Arena – so ist Uwe Hohn

Uwe mit seinem Trainer Wolfgang Skibba

bracht worden. „22 m" stand dort als bestes Ergebnis hinter der überaus seriösen Disziplin „Werfen mit dem Zündholz". Uwe und einige seiner Kameraden wollten sich daran einfach mal erproben, nur mal so. Viele kamen überhaupt nicht zurecht mit dem ungewöhnlichen Wurfgerät, einige näherten sich der Bestmarke bis auf wenige Meter. Einer allerdings katapultierte das Hölzchen auf die neue Rekordweite von 34 m – Uwe Hohn! Wer den Wert dieser kuriosen Leistung mit durchaus ernstem Hintergrund ermessen will, der probiere es selbst einmal ...

Jener wahrhaft zündende Versuch mit dem Riesaer Mini-Speer wird von seiten Hohns kaum übermäßig viele Wiederholungen erfahren, denn dem Potsdamer liegt mehr daran, sich mit seinem eigentlichen Gerät zu vervollkommnen. Im Winter 1984/85 konnte er erstmals ohne Zwangspause trainieren. „Das war wichtig für die Verbesserung seines körperlichen Grundniveaus", erklärt sein Trainer Wolfgang Skibba, ein ehemaliger Hammerwerfer der DDR-Spitzenklasse. „In der Vergangenheit nämlich hat Uwe manchmal weit geworfen, ohne daß ich wußte, woher er eigentlich die Kraft dazu nahm." 1985 also trat ein physisch intakter Uwe Hohn auf, dem es gelang, mit seinen Leistungen nahtlos an die Weltrekord-Saison anzuschließen. Allein in seinen ersten fünf Wettkämpfen erzielte er Resultate, von denen jedes einzelne für die Spitzenposition in der Jahresweltbestenliste ausreichte: 94,38 m, 96,00 m, 95,52 mm, 94,96 m, 96,90 m. Jeden Start beschloß er siegreich, blieb ungefährdet beim Europa- wie beim Weltcup. Hohn bestätigte seinen Ruf des mit Abstand besten Speerwerfers der heutigen Zeit.

Die Sportwelt indes ist grenzenlos verwöhnt. Sie mißt alle gegenwärtigen Versuche des Weltrekordlers an seinem 84er Fabelwurf. Tausende Enthusiasten pilgerten im vergangenen Jahr zu jedem seiner Auftritte, um das Gerät noch einmal so unendlich weit, so unendlich schön durch die Lüfte segeln zu sehen. Hohn selbst bemühte sich nach Kräften, ihnen diesen Wunsch zu erfüllen. Doch hundert Meter wirft auch das größte Speerwurftalent nicht alle Tage. Und in der neuen Saison nun dürfte dieses Ziel ohnehin in weite Ferne gerückt sein: Die Internationale Föderation beschloß kurz nach Hohns Weltrekord, den Masseschwerpunkt des Speeres um vier Zentimeter in Richtung Gerätspitze zu verlagern, was eine Verringerung der Weiten um etwa 10 Prozent bewirkt. Begründung: durch allzu weite Würfe gefährdete Sicherheit im Stadion. Schade, „denn es ist", so Uwe Hohn, „ein unbeschreibliches Gefühl für einen

Werfer, wenn er seinem Speer hinterherschaut, und der fliegt und fliegt ... Jetzt soll er fliegen und gleich wieder herunterfallen. Die Schönheit unserer Disziplin droht damit verlorenzugehen. Trotzdem will ich mich auch künftig um große Weiten bemühen, auf jeden Fall. Nur bitte ich alle, nicht gleich Wunderdinge zu erwarten."

Er hätte den letzten Satz auch anders formulieren können, so explosiv, wie er seinen Speer gen Himmel zu schicken pflegt. Leute, hätte er verlangen können, redet bloß nicht mehr von den hundert Metern, verlangt nicht

von mir, die Gesetze der Aerodynamik außer Kraft zu setzen! Doch er hält sich zurück. Er sagt Journalisten, die ihn allzu aufdringlich belagern, daß ihm Interviews überhaupt keinen Spaß machen. Er bekennt, in der Öffentlichkeit nicht gern herumgereicht zu werden. Und selbst im Freundeskreis ist er eher wortkarg als redselig. Als Junge hatte er seine Eltern ins Grübeln gebracht, weil er in der Schule nicht eben kontaktfreudig war, sondern zumeist still, schüchtern in seiner Bank saß. Als dann eines Tages Lieselotte und Herbert Hohn zu entscheiden hatten, ob sie den Sohn vom Rheinsberger Zuhause weg zur Kinder- und Jugendsportschule geben sollten oder lieber nicht – wegen seiner zurückhaltenden Art, überlegten sie: Würde er dort an den Rand gedrängt werden oder vom Zusammensein mit selbstbewußten, gleichaltrigen Sportkameraden profitieren? Letzteres erhofften sie, setzten sich in den Zug und führten im September 1976 ihren 14jährigen Filius beim ASK ein. Mit der Bitte, man möge sich doch um den Jungen besonders kümmern. Sie wurde erhört. Uwe traf Leute, die sich kümmerten und neben dem sportlichen Leistungsvermögen ihres Schützlings auch dessen Persönlichkeit zu entwickeln suchten. Einer von ihnen war Hartmut Wolter. „Ohne ihn wäre ich heute wohl kaum so weit, wie ich bin", gesteht Uwe Hohn. Sein damaliger Trainer hatte es verstanden, „solche Kontakte aufzubauen", wie er selbst sagt, „die über eine oberflächliche, rein sachliche Trainingsbekanntschaft hinausgehen. Ich wußte, Uwe brauchte Bezugspersonen wie daheim."

Die Hoffnung der Eltern erfüllte sich. Uwe ist ein Mann geworden, dessen Wort gefragt und geachtet ist, der im Kameradenkreis nach wie vor zwar gern anderen das Sagen überläßt, gelegentlich aber auch mit einer gehörigen Portion Humor aufwartet. Daß er einmal seine freundliche Ruhe verlieren oder gar auf jene, die ihm in allen Belangen vorangeholfen haben, herabblicken könne, halten seine Bekannten für gänzlich ausgeschlossen. Seine engsten Freunde lädt er nun schon traditionell am Ende einer erfolgreichen Saison nach Rheinsberg ein. Für Hartmut Wolter, Wolfgang Skibba und Uwes besten Kumpel, den Hammerwerfer Burkhard Sommerfeld, dreht sich dann ein Spanferkel am Spieß ...

Einem Mann wie Uwe Hohn wird freilich mehr abverlangt als einzig weite Würfe mit dem Speer. Der Oberleutnant weiß das und ist bereit, seiner Rolle als Leitbild vieler Jugendlicher gerecht zu werden. Sein Betreuer meint, Uwe wirke im Training jetzt stärker als einst auf seine Kameraden ein. Und er hat Verantwortung auch für das Leben anderer übernommen: Am 7. Mai 1985 brachte seine Frau Iris, eine ehemalige Ruderin, das Töchterchen Marie-Christin zur Welt. Und die Hohns sind eine Familie geworden, von der Uwe wünscht, sie möge ihm immer eine Stütze sein und er ihr.

Am 20. Juni 1985, zwei Tage vor Beginn des Leichtathletik-Länderkampfes gegen die UdSSR, schlugen die Verantwortlichen unserer Nationalmannschaft den ASK-Speerwerfer als Kapitän des Männer-Teams vor. Bei der Wahl stimmten alle Aktiven für ihn. In seiner neuen Funktion beaufsichtigte Uwe die obligate Taufe der Neulinge, hielt während des Wettkampfes ständig Verbindung zwischen Athleten und Trainern, gab den Journalisten sogar ein Länderkampf-Resümee aus eigener Sicht. Uwe Hohn – Kapitän auch beim Weltcup in Canberra – bleibt dennoch vorerst Stellvertreter. „Etatmäßiger Kapitän", so der Weltrekordler, „ist nach wie vor Udo Beyer. Wenn er in der Auswahl startet, übernimmt er auch alle Amtspflichten." Interessant ist's, den allerorts geschätzten Kugelstoßer zu dieser Sache zu befragen. „Daß Uwe mich vertrat", antwortet er, „war wohl ein Vorgriff auf die Zukunft."

Text: Birk Meinhardt
Bild: Manfred Uhlenhut (3), ZB ADN-ZB (3)

Bernhard Heisig
Lenin und der ungläubige Timofej
Öl auf Hartfaser, 1970

Würde man den einen nicht kennen, könnte man glauben, zwei Alte sitzen auf einer Bank in Moskau schwatzend und philosophierend über Gott und die Welt. Aber man erkennt Lenin natürlich auf den ersten Blick, nur, daß ihn der Maler auf zunächst ungewohnte Weise zeigt, ohne jegliches Pathos, ohne große Gesten, nicht als Organisator und Führer der Revolution, nicht als Staatsmann, er stellt ihn als einfachen Menschen dar, liebenswert, sympathisch, verschmitzt. Neben ihm sitzt ein altes Bäuerlein, Timofej, der aus der Bibel bekannte und ungläubige Thomas, der nichts glaubt, was er nicht mit eigenen Augen gesehen hat, der zweifelt und zaudert. Thomas wird natürlich nicht als Jünger Jesu dargestellt, er ist der alte Bauer, der aus den Weiten Rußlands kommt – fast erscheint er wie aus der Märchen- und Sagenwelt – und will Lenin fragen, was ihm denn die Revolution nun eigentlich gebracht habe. Lenin, die rechte Hand lässig auf die Knie gestützt, mit der linken lebhaft die Wort unterstreichend, erklärt es ihm, langsam, verständlich, mit viel Witz und Humor. Die Augen sind ein wenig zusammengekniffen, man spürt List und Spaß zugleich. Er hat die überzeugenden Argumente, er erklärt ruhig und überlegt. Timofej spürt, daß der andere recht hat, scheint es nur noch nicht so recht zu begreifen.

Der Maler hat das Bild so aufgebaut, daß der Alte im wahrsten Sinne des Wortes in die Enge gedrängt wird. Er sitzt ganz an den Bildrand geklemmt, die Schultern sind verkrampft hochgezogen, der Kopf ist etwas geduckt. Die Augen blicken fast ein bißchen ängstlich. Es mag daran liegen, weil er sich kaum vorstellen kann, daß der Mann der neuen Regierung, der Väterchen Zar verjagt hat, sich mit ihm so einfach unterhält, oder weil er die Weite und Größe der entwickelten Gedanken nicht fassen kann. Lenin indessen ist die bildbestimmende, raumgreifende Figur, die sich voll entfalten kann und dabei den Alten mit einschließt. Er will diesen ungläubigen Timofej zwingen, zu verstehen und zu glauben.

Dieses Doppelporträt, in dem uns Lenin menschlich so nahe rückt, wurde von Bernhard Heisig 1970 gemalt, als man sich weltweit darauf vorbereitete, Lenins 100. Geburtstag zu begehen. Viele Kunstwerke entstanden damals. Ich habe jedoch kein Bild gesehen, das mich so wie dieses berührt hat. Es ist eine Sicht aus unseren Tagen auf eine historische Persönlichkeit, von der man glaubt, vieles zu wissen und zu kennen, und wo man überrascht ist, Neues entdecken zu können.

Es ist jedoch nicht nur die originelle überzeugende Bildidee, die dazu führte, es ist ebenso die dynamische, mitreißende Malweise Bernhard Heisigs. Das feuerwerkartige, in schier unendlichen Nuancen variierte Rot der Kremlmauer, das die Figuren der beiden Männer einbettet, zieht den Blick auf sich, wirkt wie ein nicht endenwollender mächtiger Gesang, der alles in sich einschließt und überstrahlt. Der Farbauftrag ist unruhig, jedoch ergänzt ein Tupfer den anderen, eine Fläche läßt die andere stärker leuchten und lebendig werden. Was wie eine spontane Momentaufnahme aussieht, ist in Wirklichkeit ein durchdachtes und gestaltetes Bildgefüge, bei dem äußere Erscheinungsbilder einen tiefen Sinn erhalten und das Wesen zum Ausdruck bringen.

Text: Dr. Sabine Längert
Reproduktion: Museum der bildenden Künste Leipzig

Was schickt sich?

Eine seltsame Frage? Versuchen Sie doch mal, selbige beim Lesen der folgenden kleinen Begebenheiten jeweils in einem kurzen Satz zu beantworten. Auf einer Postkarte an
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin
Postfach 46 130
Kennwort: Was schickt sich?
Einsendeschluß ist der 10. 2. 1986 (Datum des Poststempels).
Mindestens fünf treffende Argumente bieten Ihnen die Chance, zu gewinnen. 1 × 100, 1 × 80, 2 × 50, 4 × 30 und 5 × 20 Mark warten auf ihre Empfänger.
Wir wünschen Ihnen Spaß am Nachdenken und Fortunas Hand beim Ziehen der Preise!

①

Weil er gestern der beste Schütze war, darf heute Gefreiter Robert Stein verlängerten Kurzurlaub antreten. Seiner jungen Frau Monika hat er's telegrafisch gemeldet. Vorstellbar, daß sie sich riesig freut. Wie er ... Mit praller Reisetasche und wehenden Mantelschößen fliegt Robert förmlich zum KDP. Darf passieren, weil der Wachhabende nichts zu beanstanden hat. Noch ein Blick auf die Armbanduhr ... verdammt, sie steht! „Hej, Unteroffizier!" ruft er. „Kannste mir mal sagen, wie spät es ist?" Der murrt etwas Unfreundliches, hört sich an wie „Flegel" oder so. Sagt dann laut: „In dreißig Minuten fährt Ihr Zug, Sie müssen sich beeilen, Genosse Gefreiter!" Robert vergißt das fällige Dankeschön, brummelt stattdessen ein verlegenes „Tschuldigung!" **Weshalb?**

②

Monika ist glücklich, ihr Robert ist da! Auf dem Bahnstein empfängt sie ihn mit Küssen, und Robert schlägt vor: „Liebste, jetzt gönnen wir uns erst mal was, einverstanden?" Arm in Arm schlendern beide in Richtung Mitropa-Bar, dort soll's behaglich sein. An der Garderobe hilft Robert seiner Begleiterin aus dem Mantel, ordnet vor dem Spiegel Frisur und Uniform, betritt vor Monika die Bar. Sieht sich um, entdeckt kein Sperrschild „Hier werden Sie platziert!", aber ein freies Ecktischchen. „Das gehört uns, Moni!" Dort angekommen, nimmt Robert Platz und gleich erst mal die Weinkarte zur Hand. Monika indes steht unschlüssig da, rückt sich schließlich einen Stuhl zurecht – leicht verstimmt. Robert stutzt ... **Was hat er wohl versäumt?**

③

Es ist Sonnabend, und das junge Paar wird von Monikas Eltern zum Mittagessen erwartet. Gut gelaunt spazieren Monika und Robert Hand in Hand durchs Städtchen. Da begegnen sie – in diesem kleinen Ort eine Seltenheit – einem Offizier. „Silber glatt, drei Sterne – ein Oberleutnant!" weiß Monika. „Bist mein kluges Mädchen", frotzelt Robert und bietet dem Entgegenkommenden einen „Guten Tag!". Der so Gegrüßte scheint das mißverstanden zu haben. Denn er bleibt stehen, schaut dem Paar entgeistert nach und ruft den Genossen Gefreiten zwar sehr höflich, doch nicht minder energisch zurück. Wie peinlich! denkt Monika. Und ihrem schuldbewußten Robert glüht der Kopf, als er kehrtmacht und sich beim Oberleutnant vorschriftsmäßig meldet. **Was war die Ursache?**

④

„Auch das noch", ärgert sich Robert. „Kein Mitbringsel für Schwiegermama!" Doch er hat Glück, der Blumenladen in der Turmstraße ist geöffnet. Robert ersteht zu 'nem stolzen Preis prächtige Winterastern. Die Verkäuferin hüllt das Bukett bis obenhin in dickes Papier, das sie über den Blüten zusammensteckt. Dies sei gut gegen die Kälte, meint sie und wünscht den jungen Leuten ein vergnügtes Wochenende ... Dann stehen sie vor der elterlichen Wohnung, und Monika läutet Sturm. Die Tür wird weit aufgerissen – Mutter präsentiert sich im Küchenstaat. „Tag, Kinder! Fein, daß du Urlaub hast, mein Junge. Und nun herein in die gute Stube!" „Ich – ich hab' da was, Mutti", stammelt Robert und drückt der Hausfrau – „Hier, die sind für dich!" – das schlanke Paket in den Arm. „Was ist'n das?" fragt die so Beschenkte und widmet ihrer Tochter einen verständnislosen Blick. Robert sieht's – und wundert sich. Da geht ihm ein Licht auf: „Moment, Mutti! Was bin ich doch ..." **Was ist ihm plötzlich bewußt geworden?**

⑤

„Zu Tisch alle miteinander!" ruft Mutti und bittet Vati, die Gläser zu füllen. Der köstliche Duft des Rinderbratens läßt Robert alles um sich herum vergessen. „Dann also guten Appetit!" wünscht er fröhlich und haut ungeniert 'rein. Während Mutti nachsichtig lächelt, knufft Monika ihrem Gefreiten in die Seite: Auf Vatis, des Gastgebers Stirn steht ein Gewitterwölkchen ... **Was ist dem Hausherrn „über die Leber gelaufen"?**

⑥

Im Café „Mia" spielt die Bravo-Band zum Tanz auf. Monika und Robert verzichten auf keine Tour, sind toll ineinander verliebt und

Gutes Benehmen ist die Kunst,
den Menschen unseren Umgang angenehm zu machen.
Jonathan Swift

möchten, daß dieser Abend ihnen allein gehöre. Im Schmeichelrhythmus eines Tangos schweben sie übers Parkett. Da deutet Monika nach rechts: „Schau, Robert, dort drüben tanzt Ingo." „Ingo?" „Ein alter Kumpel – aus der Zwölften. Wollen wir nicht mal schnell Guten Tag sagen, ja?" Und schon schieben sie sich hinüber zu ihm und dessen Partnerin. „Hallo, Moni! Du hier – das ist stark! Vermute, dieser Krieger ist dein Mann, richtig?" „Ja, mein Mann Robert", sagt Monika. „Robert Stein", vervollständigt jener ein bißchen reserviert. „Blanker Wahnsinn", lacht Ingo, „biste schon Papi? Mensch, Moni, da fällt mir gerade ein ..." Und Ingo plaudert munter drauflos, läßt seine Freundin stehen und hat nur noch Augen für Monika. Moni läßt sich ablenken, gerät aus dem Schritt. Und Robert fühlt sich vernachlässigt. Unmutig bittet er seine Frau zum Tisch. „Aber Robert ..." „Nein, ich bin nicht eifersüchtig", unterbricht er Monika. „Mir ist nur die Lust am Tanzen vergangen. Dein ‚alter Kumpel' sollte mal den alten Knigge beknien – in Sachen Takt. War das 'ne Vorstellung! Und dann zieht er noch eine Sonderschau ab, dieser – Dandy. Du weißt, was ich meine?" „Ich glaub' schon", gesteht Monika, „hab leider selbst nicht darauf geachtet. Jetzt machen wir es richtig, ja? Darf ich bitten?" „Na klar, Liebste!" Der Abend wird für beide noch sehr schön. **Was hätte Ingo beachten müssen?**

• • •

Wer wollte bezweifeln, daß Sie, liebe Leser, auf beinahe jede oder gar alle unserer Fragen eine bündige Antwort gefunden haben? Anstelle einer „trockenen" Auflösung wird samt den Gewinnern eine Ihrer Zuschriften in AR 4/86 veröffentlicht und natürlich honoriert.

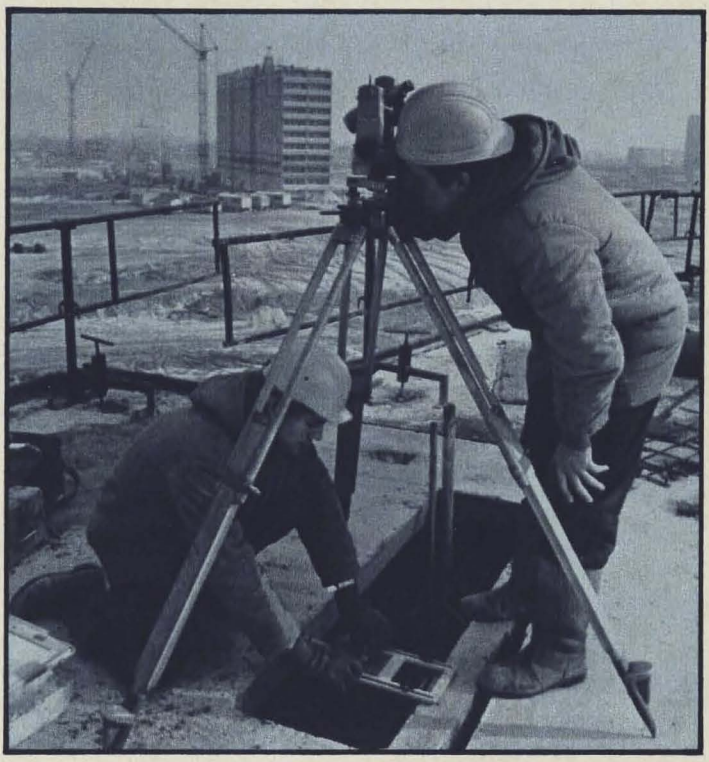
Text: Oberstleutnant
Heiner Schürer
Bild: Manfred Uhlenhut

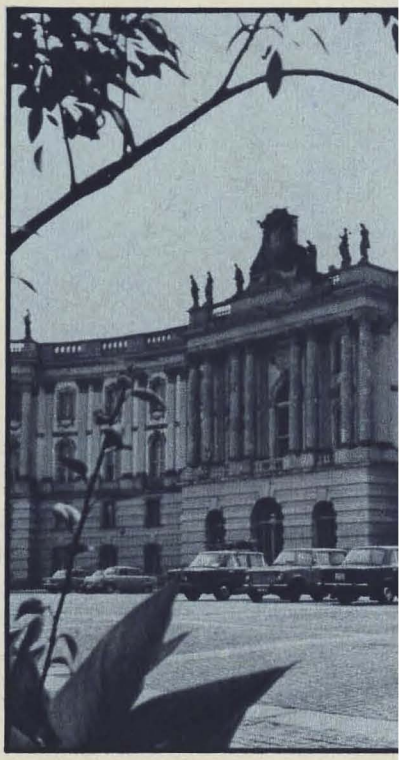
KIVALÓ

Zwei Bestentitel gibt es in der Ungarischen Volksarmee für die Soldaten: Elenjáró ist ein „Vorbildlicher Soldat", die höhere Auszeichnung aber ist der Titel Kivaló („Hervorragender Soldat"). Nach einer Vielzahl theoretischer und praktischer Überprüfungen, die ein Anwärter bestehen muß, folgt am Ende des Ausbildungshalbjahres die Abschlußprüfung. Und da gelten strenge Maßstäbe. Zwei oder drei Genossen der

Einheit erringen im allgemeinen den Kivaló. Es ist schon eine große Ausnahme, wenn es sechs Mann schaffen, vor allem, wenn sie alle aus einem kleinen Kampfkollektiv kommen.

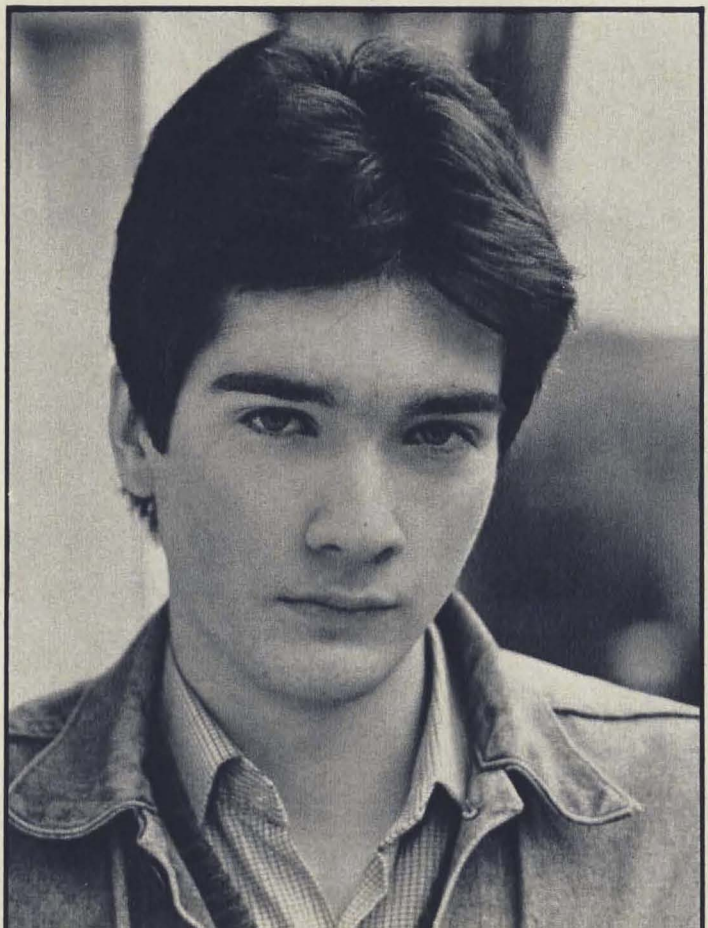
Schon fünfmal wurde die Aufklärungskompanie von Oberleutnant László Csepregi als „Beste Einheit" ausgezeichnet. Den Einzeltitel erzwangen Truppführer Imre Fekete und die Soldaten László Váczi, Béla Hess, Mihály Repanski, Ferenc Mányok und Zoltán Sándor. Taktisches Können und gefechtsmäßiges Verhalten wurden bei der Abschlußprüfung an Ort und Stelle ausgewertet. Einen kleinen Einblick in diese Prüfung vermitteln die Bilder der ungarischen Fotoreporter Péter Ferrai und Rudolf Bleich.

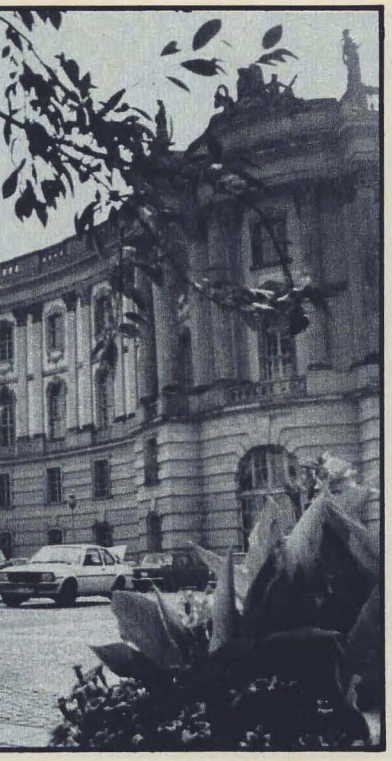




Wenn André Vogel, der Schlosserlehrling, nachdenkt, kneift er etwas die Augenlider zusammen. Es ist seine Art, sich zu konzentrieren. Bevor er auf eine Frage antwortet, werden die Augen allemal schmaler. Aber nicht nur im Gespräch. Denn mit knapp 18 Jahren macht man sich bereits über manches Gedanken. Darüber zum Beispiel, welche Möglichkeiten ein Jugendlicher in unserem Land geboten bekommt. André meint, das sei eine gute Sache, doch die erhaltenen Chancen nutzen, das müsse jeder selbst.

Da hat er sich also auf den Hosenboden gesetzt, auch wenn ihm das Stillsitzen schwerfällt, und hat in der Schule und in der Lehre gute Ergebnisse erzielt. Natürlich blieb und bleibt auch Freizeit. Am liebsten nutzt er diese mit Freunden. Sie bilden eine verschworene Truppe, alle acht sind waschechte Berliner, geboren in Pankow, Prenzlauer Berg und Mitte. Heute wohnen sie im neuen Stadtbezirk Marzahn.





Ich werde Fähnrich

Am Wochenende gehen die Jungen zusammen ins Kino oder in die Disko. Sie feiern gemeinsam Geburtstag, treffen sich am Weißen See oder im Treptower Kulturpark, besuchen Museen und Ausstellungen. Sie sind vielseitig interessiert. Gern bummeln die Jugendlichen Unter den Linden entlang, gehen zuweilen irgendwo „vornehm" essen, finden es gut, daß sie sich das vom Lehrlingsgeld leisten können. Auf Schritt und Tritt bemerken sie, wie ihre Stadt schöner wird, nicht nur im Zentrum und nicht nur wegen des bevorstehenden 750. Jahrestages. Daß sie gerade dann, 1987, nicht zu Hause sein werden, ist nicht gerade ideal, aber nicht zu umgehen. Denn das alles, was hier gebaut wird, was für die Menschen ausgegeben wird, auch für sie als Lehrlinge, das muß zum einen hart erarbeitet werden, das muß man zum anderen aber auch schützen. Deshalb bereiten sich die acht gemeinsam auf ihren künftigen Soldatenberuf vor. Holger Bülow zum Beispiel will zur Volksmarine, auf ein Torpedoboot am liebsten. Derek Schüler zieht es zu den Panzertruppen und Maik Bädermann zu den mot. Schützen. André Vogel hat sich für die Truppenluftabwehr begeistert. Er hat sich entschieden: Ich werde Fähnrich.

„Sicher", so meint André, „gehören zu solch einer Entscheidung viele Dinge, die zusammenkommen, an die man sich alle gar nicht mehr erinnern kann. Ein einziges Erlebnis reicht da bestimmt nicht aus."

In die Wiege gelegt ist ihm der Berufswunsch auf keinen Fall. Bisher gab es in der engeren Verwandtschaft keinen, der länger als drei Jahre gedient hätte.

„Vielleicht hat es mit dem Basteln angefangen", überlegt der Achtzehnjährige heute. Vor allem der Modellbau war eines seiner Steckenpferde, solange er zurückdenken kann. Da war es nicht weit bis zum Interesse an der Militärtechnik. Besonders angetan hatte es ihm die Entwicklung der Raketen. Und plötzlich tauchte da auch die Frage auf: Wie haben sich eigentlich die Menschen entwickelt?

So kam André zur Militärgeschichte und von dieser nicht wieder los. Eine Vielzahl von Büchern der Kriegs- und Memoirenliteratur in seinem Zimmer belegen das eindeutig. Die „Volksarmee" und die „Armeerundschau" sind seit 1978 gesammelt. Vater Vogel hatte sie einst am Kiosk gekauft, später abonniert, weil sich der Junge für die Technik interessierte. Zuerst aber las einmal der Vater die Militärpresse, bevor er

sie abgab. Der Sohn hingegen erfuhr neben Militärtechnik und Geschichte viel vom täglichen Leben der Soldaten, von ihrem Klassenauftrag, von der Ausbildung. Nach und nach suchte er als erstes nach solchen Beiträgen. „Wahrscheinlich war im Unterbewußtsein schon ein ungefähres Berufsbild entstanden, bevor ich es selbst richtig begriffen hatte."

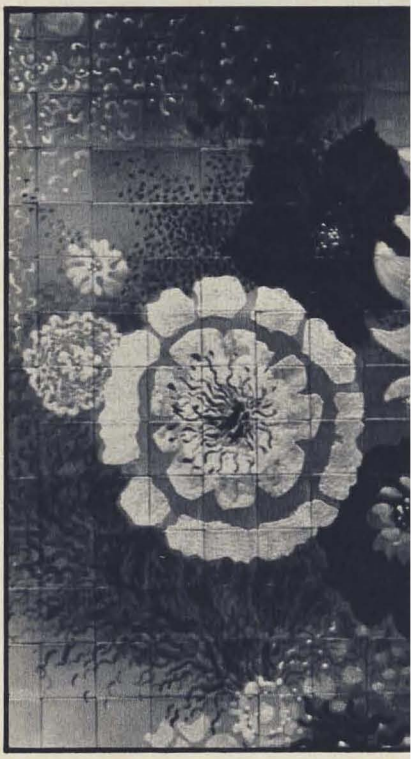
Die Eltern kannten das Interesse des Sohnes. Und doch waren sie überrascht, als er eines Tages unvermittelt sagte: Ich will Fähnrich werden. Nein, abgeraten hatte ihm keiner, nur geraten: Überlege alles gründlich. Wenn du bei deinem Vorhaben bleibst, dann mit aller Konsequenz. In diesem Beruf kann es erst recht keine Halbheiten geben. „Wir haben immer versucht, André zu einem guten Staatsbürger zu erziehen", meint heute der Vater, „eigentlich ist sein Schritt da ganz normal, auch wenn er uns anfangs überraschte."

Andere dagegen hatten mit diesem Schritt gerechnet. „Der André hat das Herz auf dem richtigen Fleck und er gebraucht seinen Kopf zum Denken, der geht schon seinen Weg", urteilt Staatsbürgerkundelehrer Genosse Rudolf. André gibt zu, daß er bei diesem Lehrer, und bei manch anderem, vieles begriffen hätte. „Sie haben, ohne mich ein einziges Mal direkt anzusprechen, großen Anteil an meinem Entschluß."

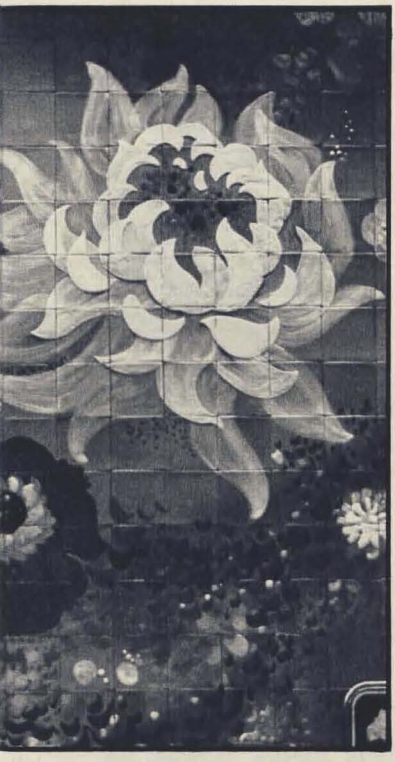
Stolz ist André auch auf das Lob seines Lehrausbilders im VEB Berliner Werkzeugmaschinenfabrik, des Genossen Nußbaum. „Sicher, der Betrieb braucht auch jeden Facharbeiter, doch als der Lehrausbilder mich im Beisein der anderen Lehrlinge spontan zu meiner Entscheidung beglückwünschte, da merkte man, daß das aus ganz ehrlichem Herzen kam."

Aber das alles würde längst nicht reichen, schränkt der schlanke, dunkelhaarige Berliner ein, um zu erklären, warum er den Beruf eines Soldaten ergreifen wolle. André ist kein Freund von großen Worten. Manchmal überlegte er etwas länger, bevor er eine Antwort gibt. „Es wäre ganz einfach", sagt er, „wenn man davon spricht, daß der Frieden geschützt werden muß, daß jeder, der sich ehrlich bei uns umsieht, auch begreift, daß es sich lohnt, den Frieden zu schützen. Das ist sicher alles richtig. Aber auf welchem Weg jeder begreift, wie diese großen Dinge zusammenhängen, das ist ganz schön kompliziert. Wenn ich durch die Friedrichstraße gehe, so gefällt mir, was da gebaut wird. In Marzahn und Hohenschönhausen sieht alles ganz anders aus. Aber dort gefällt es mir auch. Bei einem einzelnen Haus könnte Ich vielleicht fragen, warum muß das gerade so sein? Aber wenn ich dann überlege, was alles in Berlin und in der DDR gebaut wird, dann muß ich feststellen – hier paßt ein Stein zum anderen. Vielleicht ist es im persönlichen Leben auch so. Ich meine natürlich, ein ganz schönes

Kachelwand im Eiscafé des Palastes der Republik



Inschrift an einer Hausruine in der Oranienburger Straße in Berlin



Stück kleiner." Fast unmerklich ziehen sich Andrés Augenlider wieder zusammen. Irgendwie ist er mit seiner Antwort selbst noch nicht zufrieden. „Vor acht Jahren hatte ich einmal einen schweren Verkehrsunfall. Ich war schuld. Auf dem Weg von der Schule nach Hause hatte ich geträumt und bin in ein Auto hineingelaufen. Dem Autofahrer ging das sehr nah. Er hat mich des öfteren besucht. Meine Klassenlehrerin hat mir damals sehr geholfen. Ein Freund kam in den neuneinhalb Wochen, die ich im Krankenhaus lag, jeden Tag, um mit mir den Schulstoff zu üben. Auch andere Klassenkameraden haben mich regelmäßig besucht. Das Schuljahr konnte ich damals mit guten Zensuren abschließen. Und für alle war es selbstverständlich, daß einer dem anderen hilft. Vielleicht ist es deshalb in unserer Gesellschaft genau so selbstverständlich, wenn jemand Berufssoldat wird. So in einem Satz kann ich das alles nicht erklären."

Im letzten Jahr besuchte André für drei Tage die Militärtechnische Schule „Erich Habersaath". Er und die anderen Bewerber konnten mit Fähnrichschülern sprechen. Auch ein Eignungsgespräch fand statt. „Eigentlich wollte ich zum waffentechnischen Bereich. Aber der Oberst, der mit mir ziemlich lange sprach, schilderte mir so begeistert die Aufgaben im Funkmeßbereich, daß ich selbst Gefallen daran fand. Meine Bedenken, weil ich ja Werkzeugmaschinenschlosser wäre, keine Spezialausbildung in Elektrotechnik und Elektronik erhalten hätte, konnte er beseitigen. Er selbst habe sich die Kenntnisse auch erst während des Militärdienstes angeeignet. Am Abreisetag erfuhr ich, daß der Kommandeur der Fachrichtung Funkmeßtechnik mit mir gesprochen hatte."

André hat sich inzwischen auf das militärische Studium vorbereitet, hat auch elektronische Fachliteratur gelesen. Für einige Zeit mußte die Militärgeschichte etwas in den Hintergrund treten. Doch jetzt warten die zwei Bände des Wörterbuchs der deutschen Militärgeschichte. Mutter Vogel, die stolz auf ihren Jüngsten ist, hat sie ihm zum Geburtstag geschenkt.

Und noch in einer anderen Hinsicht können die Eltern stolz auf André sein. Die FDJ-Grundorganisation der Betriebsberufsschule hält ihn für würdig, Kandidat der Sozialistischen Einheitspartei zu werden, will ihn empfehlen. Im Vorfeld des XI. Parteitages wird der künftige Fähnrich in die Reihen der Partei eintreten. „Das ist für mich eine große Verpflichtung, vor allem was das Studium an der Militärtechnischen Schule angeht. Aber mit der Unterstützung der Genossen werde ich es schon schaffen."

Man kann sicher sein, daß André es schaffen wird. Denn, um mit seinen Worten zu sprechen: In seiner Stadt und in seiner Republik, in seiner eigenen Entwicklung und in der seiner Freunde, „da paßt eigentlich ein Stein zum anderen".

Text: Major Volker Schubert
Bild: Manfred Uhlenhut

GOETHE

Versuche, deine Pflicht zu tun,
und du weißt gleich,
was an dir ist.
Was aber ist deine Pflicht?
Die Forderung des Tages.

Es gibt viele Menschen,
die sich einbilden,
was sie erfahren,
das verstünden sie auch.

KRUPSKAJA

Die Disziplin ist
in erster Linie
eine Frage
der Organisation.

Hinter den SPIEGEL zu stecken

Das Vaterland
darf jedes Opfer
fordern!

KÖRNER

Ein Soldat –
das bedeutet Kampf.
Ein Soldat
hat Ehre und Gewissen!

SIMONOW

LENIN

Das Gefährlichste ist,
wenn man den Feind unterschätzt
und sich damit beruhigt,
daß wir stärker sind.

LESSING

Man muß Soldat sein
für sein Land, oder aus Liebe
zu der Sache,
für die gefochten wird.

TWAIN

Helden sind Männer,
die etwas tun,
was wir
zu unserem Bedauern und
manchmal zu unserer geheimen
Scham nicht fertigbringen.

WOLF

Die Reife
einer Persönlichkeit
zeigt sich letzten Endes
in der Gabe,
aus schwierigen Situationen
das Größtmögliche an Gutem,
an Nützlichem zu beziehen.

ZWEIG

Denken als Lebensbedürfnis;
Denken als Freude am Spaß;
Denken als Vorbedingung
der revolutionären Tat.

TENDRJAKOW

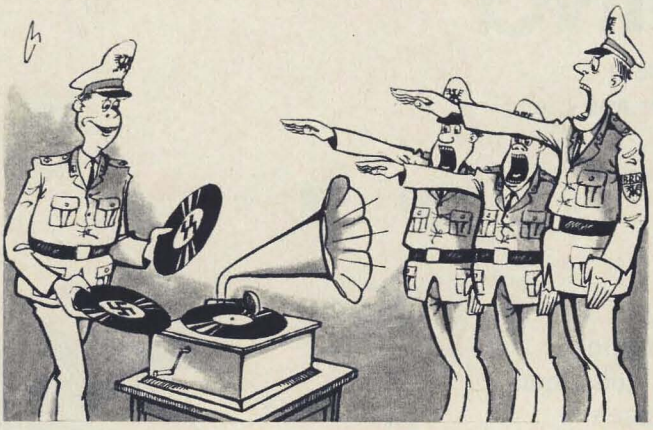
Wer nicht bereit ist, selbstlos
zu dienen, bleibt Spreu im Wind.

Der Soldat
diskutiert nicht
über Befehle;
er meldet
seinem Vorgesetzten
die Ausführung.

Gleich welchen Beruf du hast,
sei immer ein Soldat
unserer richtigen Sache,
sei es mit Begeisterung.

WAHABSADE

Illustration: Angela Markert



Der „richtige Weg"?

Auf dem „richtigen Weg" seien die Bundeswehrhochschulen in Hamburg und München, behauptete Staatssekretär Berghofer-Weichner in einem Grußwort an sie. Der Anlaß für die Feststellung? Die Münchener Hochschule durfte sich von Stund an „Universität der Bundeswehr" nennen.

Welcher „Weg" zur Erziehung der Bundeswehroffiziere ist denn nun so „richtig"? Der, über den die „Frankfurter Rundschau" kaum vier Monate nach Gründung der „Universität" berichtete?

Drei Leutnante und ein Fähnrich feierten Geburtstag. Mit faschistischen Liedern, Hochrufen auf den Neonazismus und unter Abspielen einer Schallplatte mit einer Rede Adolf Hitlers. Natürlich beeilte sich Verteidigungsminister Wörner, das Ganze als „Einzelfall, der keine Rückschlüsse auf die Bundeswehr zulasse", herunterzuspielen. Dabei tat er so, als hätte es in München, Hamburg und anderen Bundeswehreinrichtungen nicht schon oft „zünftige Kameradschaftsabende" gegeben, bei denen Bundeswehroffiziere unter „Siegheil"-Rufen und Nazigesängen „Judenverbrennung" spielten oder Flottenadmiral Wenig in einem Offizierskasino bedauerte, daß seinerzeit Hitler den späteren österreichischen Bundeskanzler Kreisky nicht vergasen ließ, weil der ja ein „Sozi-Schwein" und dazu noch Jude sei. Außer einer kurzzeitigen Beurlaubung vom Dienst wurde den alten und neuen Nazis im Bundeswehrsold kein Haar gekrümmt.

Warum sollte man auch? Sie alle lagen doch echt auf Bundeswehr-Tradition, auf dem „richtigen Weg", wie es der Staatssekretär bestätigte. Erinnern wir uns: Rund 12000 Offiziere und 50000 Unteroffiziere der faschistischen deutschen Armee bildeten den Grundstock der Bundeswehr. Unzählige Verbrüderungen und Verbindungen mit den „alten Kameraden" der SS-Traditionsverbände werden bis heute gepflegt. Macht- und revanchehungrige Generale der Hitler-Wehrmacht sind offizielle Vorbilder; ihren Namen tragen heute Kasernen und Verbände der Bundeswehr. Wer indes die neonazistischen Umtriebe kritisiert, wird, wie der Stabsarzt Popp, disziplinar belangt und zu einer saftigen Geldstrafe verdonnert. Finanzen für braune Kameradschaftsabende? Oder vielleicht für „würdige Feierstunden"?

Die gibt es nämlich auch. In einer solchen überreichte kürzlich ein Bundeswehrangestellter seinem ehemaligen Untergebenen aus der Nazi-Wehrmacht noch das „Eiserne Kreuz", wozu er wegen des 8. Mai 1945 nicht mehr gekommen war. Wie man sieht: Der nahtlose „richtige Weg" von damals bis zur heutigen Bundeswehr macht's möglich.

K. K.

AR International

● **Beabsichtigt** ist, eine weitere Weltraumfähre mit militärischem Auftrag im März in den Weltraum zu schicken. Das gab ein Sprecher der USA-Luftwaffe bekannt. Sie sei mit Geräten ausgerüstet, um Flugzeuge mittels Infrarot zu orten. Informierten Quellen zufolge beziehe sich das Experiment auch auf Mittelstreckenwaffen. Mit einem weiteren System an Bord, Cirris genannt, sollen Versuche zur Ortung ballistischer Raketen gemacht werden. Die Raumfähre wird nicht, wie sonst üblich, von Cape Canaveral, sondern von der nur für militärische Zwecke genutzten Startrampe in Vandenberg (Kalifornien) starten.

● **Erhöht** wird der türkische Rüstungsetat Im Haushaltsjahr 1986 gegenüber dem Vorjahr um 51 Prozent; er beträgt mit umgerechnet 2,38 Milliarden Dollar nunmehr 18 Prozent des Staatshaushaltes. Wie die Anatolische Nachrichtenagentur mitteilte, soll mit einem weiteren Fond von umgerechnet etwa 500 Millionen Dollar – u. a. aus erhöhten Steuern für Lotterie, Bier- und Zigarettenverkauf – insbesondere die türkische Rüstungsindustrie angekurbelt werden. Darüber hinaus erhält das NATO-Mitglied Türkei aus den USA 785 Millionen Dollar Militärhilfe und Kredite, die dazu bestimmt sind, die türkischen Streitkräfte weiter aufzurüsten.

● **Ausgelegt** für Neutronensprengköpfe sei die künftige taktische Rakete Hades der französischen Streitkräfte. Das geht aus einem mit „Generalstab des Heeres" gezeichneten Artikel in der Zeitschrift „Armees d'aujourd'hui" hervor. Wie es darin heißt, sollen die Hades-Raketen Anfang der 90er Jahre die Pluton-Raketen ablösen, mit denen auch die in der BRD stationierten französischen Truppen ausgerüstet sind. Die neuen Raketen, die sich noch in der Entwicklung befinden, sollen mit mehr als 350 km Reichweite einen fast zehnmal so großen Wirkungsbereich wie ihre Vorgänger erhalten. Ihr Einsatz stelle „den letzten Warnschlag" dar, der auf „brutale Art und Weise unsere feste Entschlossenheit anzeigt, im weiteren auf strategische Waffen zurückzugreifen", heißt es in dem Artikel.

Bereits vor einiger Zeit verlautete aus Paris, daß Frankreich Neutronenwaffen bauen könne und auf seinem Versuchsgelände im Südpazifik Tests damit vorgenommen habe. Die politische Entscheidung, solche Waffen zu bauen, sei jedoch noch nicht getroffen worden.

● **Enthüllt** hat der Mannheimer DKP-Stadtrat Ebert vor der Presse, daß In der Druckerei des Mannheimer Gefängnisses mit Wissen und Unterstützung amtlicher Stellen des Landes Baden-Württemberg in Großauflage gefälschte Ausgaben der sowjetischen Armeezeitung „Krasnaja Swesda" hergestellt werden. Die Fälschungen seien für sowjetische Soldaten in Afghanistan bestimmt. Wie eine reguläre Ausgabe aufgemacht, strotzten sie jedoch von antisowjetischer Hetze und Propaganda. Durch eine entsprechende Notiz auf der ersten Seite solle der Eindruck erweckt werden, die Zeitung sei von „opponierenden, unzufriedenen Soldaten aus allen militärischen Bereichen" der Sowjetarmee hergestellt worden. In Wirklichkeit produziere sie aber die CIA oder andere USA-Stellen, sagte der DKP-Stadtrat. Nach seinen Informationen würden die gefälschten Ausgaben aus der Gefängnisdruckerei über den USA-Militärflugplatz Frankfurt/Main nach Pakistan geflogen und von dort nach Afghanistan geschleust.

● **Verabschiedet** wurde von der spanischen Regierung der „Strategische Gesamtplan der Verteidigung für die Jahre 1986–1994". Dieser bezeichnet es als vorrangiges strategisches Ziel, die Achse Balearen-Gibraltar-Kanarische Inseln zu sichern. Ihre Kontrolle sei, wie DPA schreibt, nicht nur für Spanien, sondern auch für den NATO-Pakt von größter Bedeutung, da die Straße von Gibraltar jährlich von 58000 und die an den Kanarischen Inseln vorbeiführende Wasserstraße von 24000 Schiffen passiert wird. Die Agentur verweist darauf, daß Spanien schon vor einigen Jahren begonnen habe, seine Streitkräfte für diese Aufgaben umzurüsten. Das Heer habe seine Divisionen in Südspanien neu verteilt und mit modernen Luftabwehrmitteln ausgerüstet. Die Marine verstärke ihre „Eingreifgruppe" mit dem noch im Bau befindlichen Flugzeugträger „Principe des Asturias" sowie weiteren Fregatten, U-Booten und Senkrechtstartern. Die Luftwaffe erhalte 72 hochmoderne Kampfflugzeuge F-18 aus den USA.

● **Begrüßt** hat BRD-Verteidigungsminister Wörner auf dem kanadischen Luftstützpunkt Söllingen in Baden-Baden die begonnene Stationierung von 54 neuen kanadischen Kampfflugzeugen des Typs CF-18 Hornet in der BRD als „bedeutenden Beitrag zur Stärkung der NATO". Die neuen Maschinen verfügen über mehr als die doppelte Kampfkraft ihrer Vorgängermodelle vom Typ Starfighter.

Redaktion: Werner Pieskow
Karikatur: Ulrich Manke
Foto: Archiv

Neuestes Produkt der israelischen Rüstungsindustrie ist das Kampfflugzeug Lavi (Löwe), dessen Prototyp hier zu sehen ist. Ausgerüstet mit einem Triebwerk sowie anderen Bauteilen aus den USA, dokumentiert es auf seine Weise die enge Komplizenschaft zwischen Washington und Tel Aviv.

In einem Satz

In der BRD, und zwar auf dem Truppenübungsplatz Grafenwöhr, verschossen Einheiten der USA-Armee erstmals in einem europäischen NATO-Land lasergesteuerte 155-mm-Artilleriegeschosse des Typs Copperhead, von denen bis Herbst vergangenen Jahres bereits 10000 produziert wurden und bis 1991 weitere 21000 in die USA-Landstreitkräfte eingeführt werden sollen.

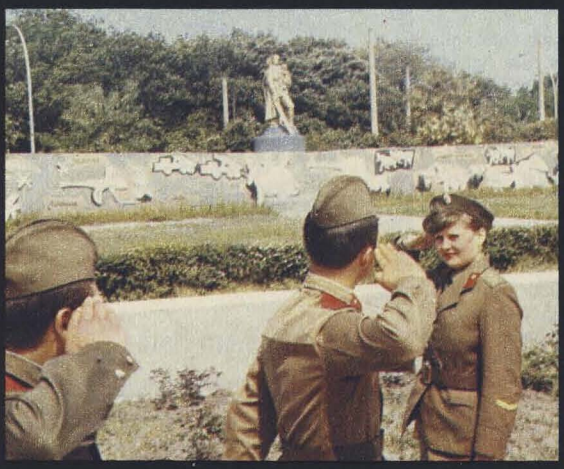
Frankreich hat im Rüstungsbudget 1986 Mittel für einen militärischen Kommunikationssatelliten mit der Bezeichnung Helios eingeplant und will noch in diesem Jahr mit seinem Bau beginnen.

Die Niederlande hätten keinerlei Vetorecht über den Einsatz der 48 für das Land vorgesehenen amerikanischen Cruise Missiles, äußerte Ministerpräsident Lubbers.

In den USA gibt es, so der Bundesrechnungshof, nach wie vor „Fehlalarme" im Frühwarnsystem NORAD, obwohl das Pentagon erklärt hätte, die Systemfehler von 1979 und 1980, die fälschlicherweise sowjetische Raketenangriffe auf die USA gemeldet und eine Alarmierung strategischer Nuklearkräfte der USA ausgelöst hatten, seien beseitigt.

Die BRD gab in den Jahren von 1971 bis 1985 für Munition der Kaliber 155 und 203mm über eine Milliarde DM aus; von den insgesamt 156 Millionen für die 203-mm-Granaten allein 154 Millionen in den vergangenen fünf Jahren.

Neuseeland werde nicht von seiner Politik abrücken, amerikanischen Kriegsschiffen mit Kernwaffen an Bord das Einlaufen in neuseeländische Häfen zu verweigern, sagte der stellvertretende Ministerpräsident Palmer.



Feldscher

Ljuda

Die Soldaten des Regimentes sprechen sehr freundlich von ihr – von „Feldscher Ljuda". Doch nur, wenn sie wissen, daß Fahnrich Glidko nicht in der Nähe ist. Denn Ljuda – Ludmila Nikolajewna Glidko – kann recht ungehalten werden, glaubt sie, daß ein Armeeangehöriger die Subordination nicht einhält. In dem Regiment der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland, in dem sie ihren Dienst als Fähnrich versieht, ist sie der einzige uniformierte weibliche Mediziner. „Die Frauen haben es bei der Armee immer schwerer als die Männer. Schon, wenn man durch das Objekt geht, und alle hinter einem hinterhersehen, muß man sich doppelt bemühen, exakt militärisch aufzutreten."

Ludmila weiß, wovon sie spricht. Oft fällt es ihr schwer, ihre Verlegenheit zu verbergen. Deshalb bemüht sie sich, besonders streng zu erscheinen und jenes Lächeln, das ihr so gut steht, zu unterdrücken. In allen Beurteilungen der Vorgesetzten bisher war zu lesen, sie wäre ein zurückhaltender und freundlicher Typ. Ludmila hält das für eine Kritik. Trotzdem gelingt es ihr nicht immer, die ihr bescheinigte Freundlichkeit zu verbergen. Vor allem nicht in der Sprechstunde. Doch nur wegen ihr, der jungen Frau, kommt kein Soldat mehr in den Medizinischen Punkt. Das gab es im ersten Jahr. In solch einem Fall übergab Ludmila den Patienten an einen männlichen Kollegen, der gern ihrem Wunsch nach etwas Grobheit nachkam.

„Man muß sich das einmal vorstellen", meint Ludmila Nikolajewna noch heute empört, „kommt so ein Soldat ohne Grund zum Arzt, nur um mir dumme Komplimente zu machen. Die anderen strengen sich inzwischen bei der Ausbildung an oder arbeiten für diesen Bummelanten vielleicht in der Werkstatt mit." Ludmilas Augen können vor Zorn ganz dunkel werden.

Das kommt auch vor, wenn sie irgendwo Schmutz oder Unordnung entdeckt. Kommt sie zum Beispiel in eine Kompanie und findet im Waschraum oder in den Schlafräumen etwas auszusetzen, dann beeilen sich die Diensthabenden, den Zustand so schnell wie möglich zu verändern. Sie wissen, daß Fähnrich Glidko immer ein offenes Ohr beim Kommandeur findet. Aber nicht nur im Med.-Punkt oder bei Kontrollgängen steht die junge Frau ihren „Mann".

Vor kurzem fand eine Überprüfung der Gefechtsbereitschaft des Regimentes statt. Mehrere Tage dauerte diese Übung. Auch die Mediziner mußten nachweisen, daß sie in der Lage sind, ihren Dienst unter gefechtsmäßigen Bedingungen zu erfüllen. Vom Gefechtsfeld waren „Geschädigte" zu bergen. Oft genug hatte Fähnrich Glidko mit den Sanitätern diese komplizierte Aufgabe geübt. Kriechend und gleitend arbeiteten sich die Sergeanten des medizinischen Dienstes an „ausgefallene" Panzer und Schützenpanzer heran, brachten die „Geschädigten" zu den kleinen wendigen Transportfahrzeugen, die hinter einer Dekkung abgestellt waren. Von dort wurden die „Verwundeten" zum Verbandplatz transportiert. Je nach der angenommenen Verletzung, die Soldaten trugen eine entsprechende Karte mit den Angaben an der Uniform, mußte „Feldscher Ljuda" Entscheidungen treffen, denn Major Nossow, der Leiter des medizinischen Dienstes war „ausgefallen". Das heißt, er durfte nicht eingreifen, konnte nur zuschauen, wie seine Stellvertreterin erste ärztliche Hilfe erwies, Karteikarten ausfüllte, die sanitäre Behandlung organisierte und eine Einteilung der „Geschädigten" vornahm. Ein Teil der „Patienten" konnte an Ort und Stelle behandelt werden, die anderen mußten in das Divisionslazarett überführt werden.

Bei alledem aber hatte Ludmila Nikolajewna noch Zeit, die Tarnung der Zelte des Regimentsverbandplatzes verbessern zu lassen, die Wachposten zu überprüfen und die Arbeit der Sanitäter in der Verbandabteilung zu kontrollieren.

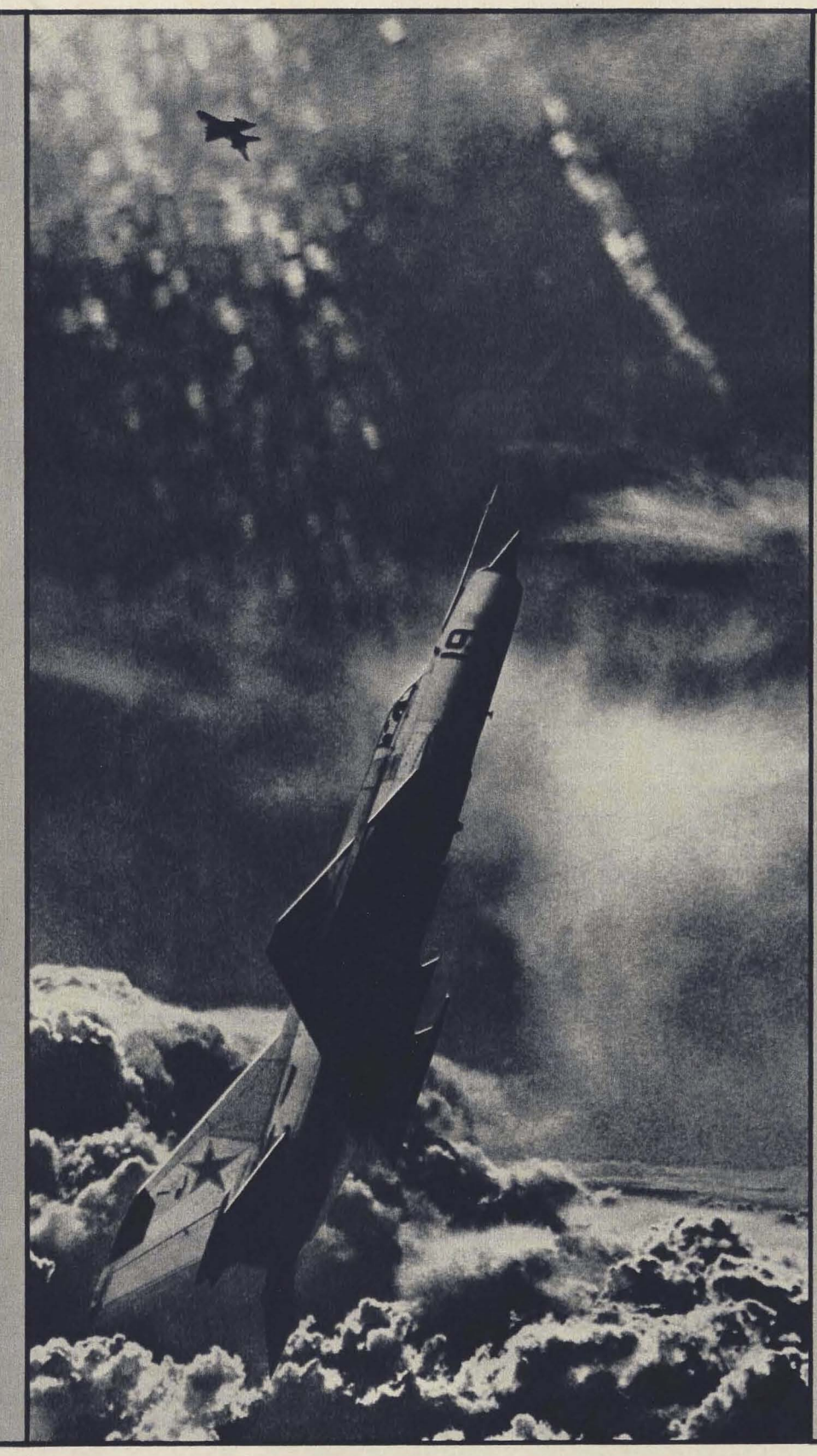
Major Nossow äußertè sich anerkennend nach der Überprüfung: „Besser hätte ich es auch nicht machen können". Ähnliches meinten auch die Kontrolloffiziere.

Inzwischen hat die vierundzwanzigjährige junge Frau den schweren Helm, die Felddienstuniform und die Stiefel wieder mit weichen Schuhen und einem weißen Kittel vertauscht. Und jetzt am Abend, nach Dienstschluß, trägt sie ein buntes Kleid. Fast wie ein Schulmädchen sieht sie darin aus. Am brodelnden Samowar antwortet sie auf einige Fragen.

Nach der Schulzeit hatte sie zu Hause, in Leningrad, Krankenschwester erlernt. Was veranlaßte sie, diesen Beruf mit dem eines Soldaten zu vereinen? „Ich wollte mich selbst überprüfen." Dann spricht sie begeistert von den Tausenden jungen Mädchen, die im Großen Vaterländischen Krieg unter Einsatz des eigenen Lebens Hunderttausenden Soldaten das Leben retteten. „Immer habe ich Hochachtung vor diesen Mädchen und Frauen empfunden. Ein klein wenig will ich ihnen nacheifern. Auch wenn es für uns heute unter Friedensbedingungen unvergleichlich leichter ist. Diesen Frieden für uns, für die sozialistischen Länder, für alle Menschen zu erhalten, das ist doch wohl heute die allererste Pflicht. Dazu will ich meinen ganz kleinen Beitrag leisten."

Zwei, drei Jahre möchte Ludmila noch in der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland bleiben. Danach würde sie gern in die Nähe von Leningrad zurückkehren. In ihrem Beruf aber will sie weiterarbeiten – als „Feldscher Ljuda".

Text und Bild:
Oberstleutnant Waleri Panow

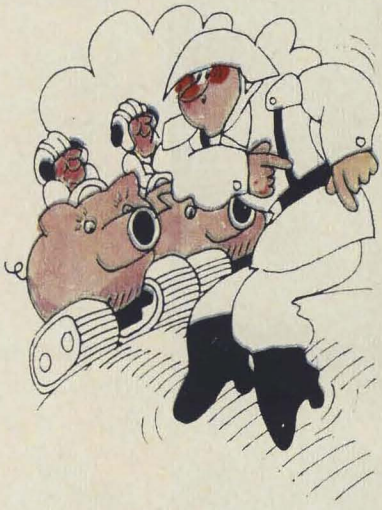


Manöverkunstflug

Sowjetische Flugzeugführer demonstrieren hohe Einsatzbereitschaft und Beherrschung ihrer Technik

Bild: Leonid Jakutin

Geschichten aus



Mißverständnis

Es war in den ersten Jahren des Bestehens der NVA. Eine Kompanie unseres Panzerbataillons wartete mit ihren damaligen SFL „SAU-76“ – von den Soldaten schlicht und einfach als „Sau“ bezeichnet – am Rande einer Straße.

Der Befehl lautete, eine mot. Schützeneinheit beim Angriff zu unterstützen. Unsere Tankisten warteten auf den Befehl des mot. Schützenkommandeurs und auf die Einweisung in den Konzentrierungsraum.

Da spurtete ein Melder heran. Aus seiner ungelenken Haltung vor unserem Kompaniechef war zu erkennen, daß es sich um einen noch wenig geübten und unerfahrenen Soldaten handelte. Sicherlich war es nicht nur die Unkenntnis über die Panzertechnik und mehr ein Schuß von Höflichkeit, daß er meldete: „Genosse Oberleutnant, Befehl von Hauptmann Römer: Sie möchten bitte mit Ihren Schweinen nach vorn kommen!“

Das Gelächter der Panzermänner wurde erst vom Dröhnen der angeworfenen Motoren übertönt.

Major d. R. Günther Arnold

Zu Befehl

Gleich nach Bildung der NVA wurde eine kleine Küstenbeobachtungsstation auf Hiddensee eingerichtet, die von der Flottenschule zu versorgen war. Eines Abends, kurz vor Dienstschluß, trat der Leiter des Hafenkommandos der Flottenschule ins Zimmer des Kommandeurs und fragte, ob er am nächsten Morgen eine Barkasse nach Hiddensee einsetzen dürfe. Der Kommandeur, schon ärgerlich über die Störung, die ihn aus wichtigen Problemen riß, hörte nur „Barkasse“, und das war für ihn ein rotes Tuch. Jeder wollte auf See herumkutschen, obwohl dazu der Ausbildungsstand keineswegs schon so berühmt war. So brummte er nur: „Nehmen Sie gefälligst ein Auto!“ Der Hafenkommandant stutzte. Dann sagte er vorsichtig: „Genosse Kapitän, nach Hiddensee kann man nicht mit dem Auto fahren.“ Darauf der Kommandeur, wütend über den Widerspruch: „Zum Kuckuck, dann gehen Sie eben zu Fuß!“

Fregattenkapitän Rosentreter

Der Feinschmecker

Frühjahr 1956, Lehrvorführung in der „Taiga“ hinter Eggesin. Vorgeführt werden sollte die Versorgung der Truppe durch die Rückwärtigen Dienste im ersten Graben.

Großer Bahnhof.

Unsere NVA war gerade wenige Wochen alt.

Gäste aus den Bruderländern waren gekommen, sowjetische, polnische, tschechische, ungarische Offiziere. Ich war als Schiedsrichter eingesetzt, begleitete meinen Chef, den Leiter des Med.-Dienstes. Die Übung lief.

Von einem Turm aus beobachteten Leitung und Gäste das Heranbringen und Verteilen von Essen, Getränken, Wäsche.

Plötzlich entstand Unruhe beim Leitenden der Übung und seinem Stab. Der sowjetische General wollte sich selbst davon überzeugen, ob das Essen auch warm genug verteilt worden wäre. Die Schlange der hohen Offiziere setzte sich im Laufgraben in Bewegung. Mein Chef mittendrin, ich immer an seinen Hacken. Im Graben hockten die wachfreien Soldaten und löffelten Gulasch mit Makkaroni. Der sowjetische General bat um einen Löffel, er wollte die Makkaroni kosten. Plötzlich stieß mich mein Chef in den Rükken, zeigte verstohlen auf einen Gefreiten, der etwas abseits an einem Feldtelefon hockte und eifrig löffelte. Ich begriff zwar gar nichts, ging aber zu diesem Genossen und bat ihn, kosten zu dürfen. Der nickte, reichte mir sein Koch-

Redaktion: Oberstleutnant Waldemar Seiffert

der Gründerzeit

geschirr – ich stutzte, begriff – drin waren Kartoffeln! Kartoffeln, Soße, Fleisch – keine Makkaroni!

Zum Glück war es schon dämmrig geworden, keiner der hohen Gäste hatte etwas gemerkt.

Ich kostete, fragte leise, warum er denn etwas anderes im Picknapf hätte als die anderen.

Er grinste, zog mich näher an sich heran und sagte ebenso leise: „Nee, Makkaroni mag ich nicht! Da bin ich dort rüber gegangen, da hinter die Birken. Siehste die Rauchfahne? Da vorne an der Weide ist ein Steig über die Randow!"

Hatte sich doch der Pfiffikus von „Blau", dem „Feind", verpflegen lassen.

Reinhard Kunz Trüben

Diplome

Zum Empfang ihrer Diplome hatten sich Fernstudenten aus dem zivilen Bereich und aus der NVA versammelt. Die Offiziere waren in der ersten Linie angetreten.

Der Professor, mit den Dienstvorschriften der NVA offensichtlich nicht ganz vertraut, übergab dem ersten Offizier sein Diplom.

Dieser antwortete, wie in solchen Fällen üblich: „Ich diene der Deutschen Demokratischen Republik!"

Erstaunt sah der Professor den Offizier an, sagte aber nichts. Der Vorgang wiederholte sich beim nächsten Genossen. Jetzt stutzte der Professor. Als sich aber das gleiche auch beim dritten Offizier wiederholte, wurde ihm doch etwas sonderbar zumute. Und als der vierte Offizier beim Empfang seines Diploms mit deutlicher Stimme sagte: „Ich diene der Deutschen Demokratischen Republik!", antwortete der Professor ebenso laut hörbar: „Ich auch!"

Oberstleutnant G. Eckardt

Da staunste, wa!

Das Staunen ist eine durch und durch menschliche Eigenschaft. Ein Hund zum Beispiel, wenn er was Fremdes sieht, blafft – und dann, je nachdem, reißt er aus oder geht zum Angriff über. Aber der Mensch bleibt stehen und staunt.

Verschieden ist bloß: worüber. Zum Beispiel vor der Maiparade in Berlin. Ein Opa, den Spazierstock in der Hand, vollführte seine Morgenpromenade und blieb da stehen, wo unser Panzer stand. Und unserm Großmaul, als er Opa'n sah, schmolz das Tankistenherz wie Vaseline. Er rief geschmeichelt und mit Gönnermiene: „Da staunste, wa!"

Zugegeben, daß das kein Zeichen von übergroßem Respekt war. Aber vorher war Übung, was mein'se, wie unser Panzer verdreckt war. Drei Tage haben wir rumgestriegelt an unserm edlen Traber. Und unser Alter sagt immer bloß dann, wenn was nicht hinhaut: Da staun ich aber!

Der Opa freilich nickte still-bescheiden. Und unser Großmaul sprang aufs Trittoir, denn Leute, die ihm zuhör'n, kann er leiden. Dann legt er los von NATO-Kriegsgefahr und agitiert den alten Großpapa, mir war's schon richtig peinlich, und dann rief er: „Wir schützen euch vor all dem Ungeziefer! Da staunste, wa!"

Ich weiß nicht, wer da mehr staunte, der Opa oder wir. Unser Großmaul steht nämlich sonst in

Polit auf vier. Und hier auf einmal, wo's keiner verlangt, da steht er und zitiert den Lieblingsspruch von unserem Politstellvertreter. Da sprach der Alte: „Richtich, Junge, gloob ma. Bloß, daß ick staunen soll bei dein' Bericht, dis is zuviel verlangt von so 'nem alten Opa, nee, den Gefallen tu ick dir nu nicht. Denn deinen Auftrag in de NVA, den haben nämlich unsere Jenossen vor 20 Jahren schon in Bern* beschlossen. Da staunste, wa!"

Karl-Heinz Tuschel

* Gemeint ist die Anfang 1939 nahe bei Paris stattgefundene „Berner Konferenz" der KPD, in deren Beschluß es u. a. hieß: „Die neue demokratische Republik wird ... den Faschismus mit der Wurzel ausrotten ... und sich ... in der Armee, der Polizei und im Beamtenapparat zuverlässige Verteidiger der demokratischen Freiheiten und der demokratischen Volksrechte schaffen."

Illustration: Detlev Schüler

MINEN WIDER DEN WIND

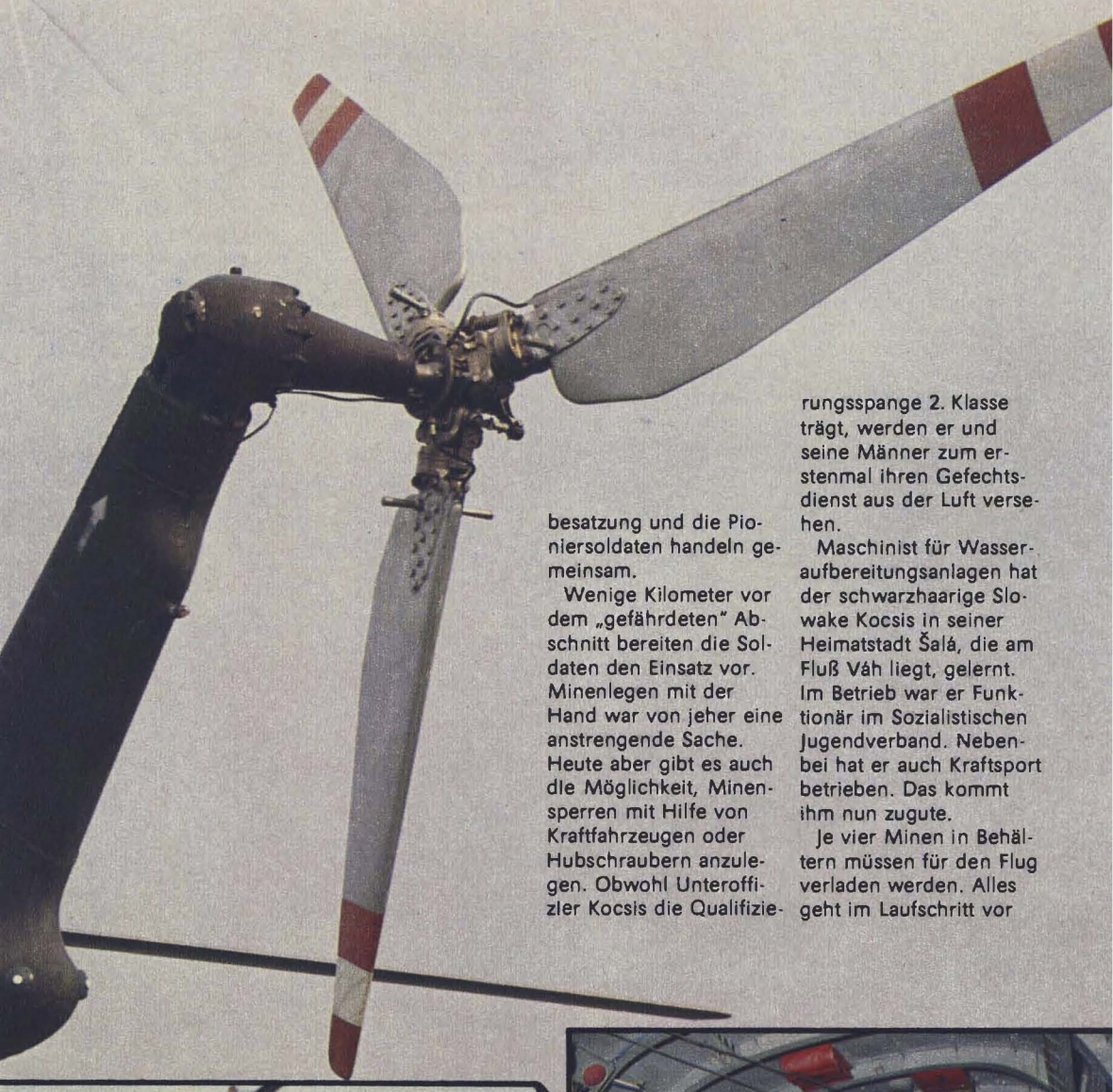
Anflug von rechts, so lautet der Befehl des Kommandeurs der Hubschrauberstaffel für die Piloten – also Anflug gegen den Wind. Absperren einer Talenge durch Streuminen gegen mögliche „gegnerische" Panzer, diese Aufgabe wurde den Pionieren der Gruppe von Unteroffizier František Kocsis gestellt. Scheinbar sind das Dinge, die wenig miteinander zu tun haben. Doch die Hubschrauber-

besatzung und die Pioniersoldaten handeln gemeinsam.

Wenige Kilometer vor dem „gefährdeten" Abschnitt bereiten die Soldaten den Einsatz vor. Minenlegen mit der Hand war von jeher eine anstrengende Sache. Heute aber gibt es auch die Möglichkeit, Minensperren mit Hilfe von Kraftfahrzeugen oder Hubschraubern anzulegen. Obwohl Unteroffizier Kocsis die Qualifizierungsspange 2. Klasse trägt, werden er und seine Männer zum erstenmal ihren Gefechtsdienst aus der Luft versehen.

Maschinist für Wasseraufbereitungsanlagen hat der schwarzhaarige Slowake Kocsis in seiner Heimatstadt Šalá, die am Fluß Váh liegt, gelernt. Im Betrieb war er Funktionär im Sozialistischen Jugendverband. Nebenbei hat er auch Kraftsport betrieben. Das kommt ihm nun zugute.

Je vier Minen in Behältern müssen für den Flug verladen werden. Alles geht im Laufschritt vor



sich. Bald drückt die MPi auf dem Rücken. Von den geröteten Gesichtern fließt der Schweiß. Der Unteroffizier ist seinen Soldaten stets voran. Gelegentlich muntert er sie auf.

Eine kleine Pause wird notwendig. Da ergibt sich die Möglichkeit zum Fragen. Wie kam František Kocsis zum Minenlegen? „An der Unteroffiziersschule arbeitete ich zwei Monate mit Minen. Aber auch das Bauen von Pontonbrücken, das Ausheben von Gräben und Deckungen und anderes stand auf dem Ausbildungsprogramm. Jeder Pionier muß mehrere spezifische Pioniertätigkeiten ausführen können. Am liebsten arbeite ich zwar auf dem Wasser. Doch in erster Linie geht es darum, dort seinen Mann zu stehen, wo man gebraucht wird." Kocsis wischt sich den Schweiß von der Stirn. „Das Minenlegen aus Hubschraubern ist nun etwas Neues. Wir haben zwar schon an einer Attrappe trainiert, aber aufgeregt sind wir beim ersten Start doch alle. Denn bisher sind weder ich noch einer meiner Genossen jemals geflogen."

Inzwischen sind die Minenbehälter im Frachtraum verladen. Auch eine Rutsche ist am offenen Heck angebracht worden. Eine Sicherheitsstange schützt die Pioniere vor dem Herausfallen.

„Fertig?" ertönt die Stimme des Piloten.

„Fertig!" antwortet der Gruppenführer.

„Start!"

Im Tiefflug gleiten die drei Maschinen dahin. Sie nutzen jede natürliche Deckungsmöglichkeit aus. Der entgegenkommende Wind trägt die Geräusche der Rotorblätter in die „eigene" Richtung. So kann der „Gegner" die Hubschrauber nicht wahrnehmen.

Das vorgesehene Gebiet, das offensichtlich von „gegnerischen" Spezialisten bereits aufgeklärt wurde, ist erreicht.

„Minen vorbereiten!"

„Verminen!"

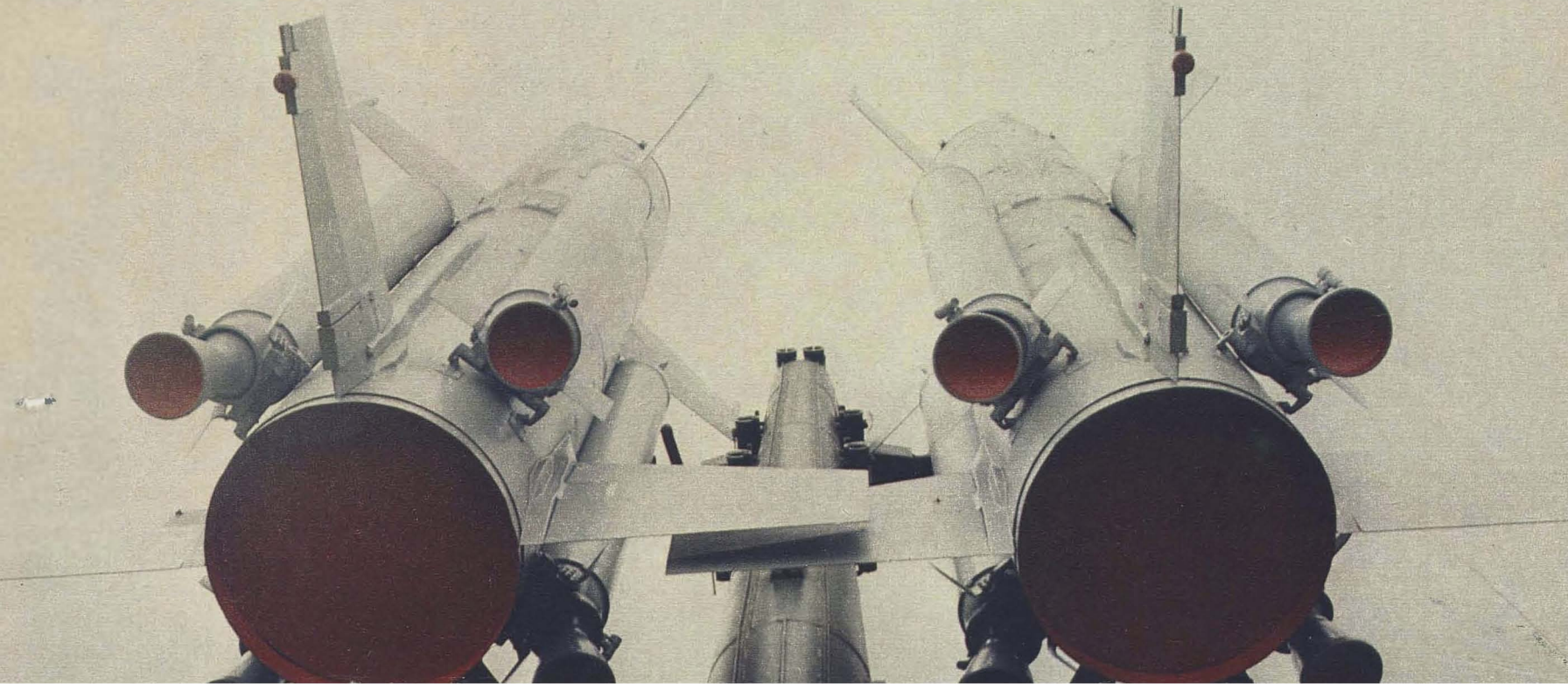
An der Rutsche des ersten Hubschraubers steht Unteroffizier Kocsis. Soldat Šindalař reicht ihm eine Mine. Sie rutscht die Schräge hinab, fällt auf den Boden. Nach ihr die zweite, dritte ..., zehnte ... Alle zwei Sekunden eine Mine. Nach wenigen Minuten ist das Streuminenfeld angelegt. Gras verbirgt die stumpfgrau-grünen Metallkörper.

Die Hubschrauber drehen ab, bevor sie vom „Angreifer" bemerkt werden können. Auf diesen jedoch wartet jetzt eine nicht gelinde Überraschung.

Text:
Oberstleutnant
Josef Semarak
Bild:
Karel Wojnar

Mobiler Fla-Raketenkomplex der Truppenluftabwehr

Bild: Manfred Uhlenhut



5254

Bild: Siegfried Steinach

Lützows wilde, verwegene Jagd

Einst nur den Breslauer Bier-Durstigen bekannt, sollte das „Goldene Szepter“ im Winter 1813 auch über Schlesien hinaus Furore machen. Genau am 18. Februar nämlich fanden sich hier die ersten Männer ein, um sich im Werbebüro des Majors Adolf Wilhelm von Lützow für sein Freikorps einschreiben zu lassen. Sie straften damit ihren König Friedrich Wilhelm III. Lügen. Zwar war dieser von Scharnhorst (siehe AR 12/85: „Die Hauptsache – gemeinsam!“) veranlaßt worden, am 2. Februar den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerabteilungen im Kampf gegen die napoleonische Fremdherrschaft zuzustimmen, hatte jedoch geäußert: „Freiwillige aufrufen, ganz gute Idee. Aber keiner kommen!“

Indes, bis März kamen mehr als 900. Später gar gehörten 2 800 Infanteristen und 480 Reiter zu den Lützowern. „Hier war der Student Nebenmann des Professors“, berichtete der Dichter Immermann. „Ärzte, Künstler, Lehrer, Geistliche, Naturforscher, ausgezeichnete und zum Teil schon hochgestellte Staatsbeamte aus allen Gauen Deutschlands waren auf die Jäger-Kompagnien und Schwadronen, deren Masse aus tüchtigen Handwerksgesellen und Bauernburschen bestand, verteilt, welche zum Zeichen, daß alle Farben des deutschen Lebens erst wieder aufblühen sollten, das farblose Schwarz trugen.“ Ergänzt wurde es durch das Rot der Aufschläge und das Gold der Knöpfe.

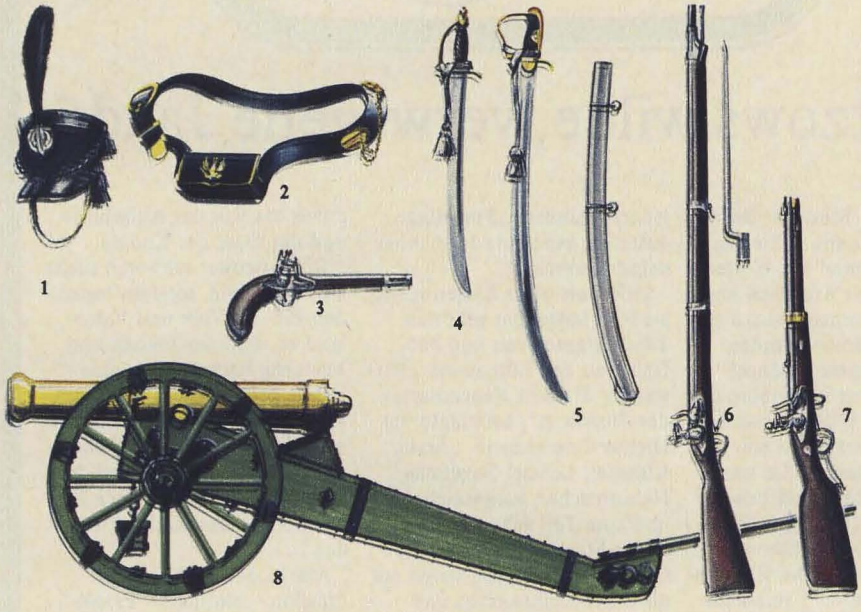
Die Lützower schworen nicht auf den König, sondern legten den Eid auf Volk und Vaterland ab. Berliner Frauen und Mädchen hatten ihnen eine Fahne genäht: nicht preußisch schwarz-weiß, sondern schwarz-rot-gold. 1848/49 sollten eben diese Farben zum Symbol der bürgerlich-demokratischen Revolution in Deutschland werden ...

Am 16. März 1813 hatte Preußen – endlich! – Frankreich den Krieg erklärt. Zwölf Tage danach rückten auch die Lützower ins Feld: unter ihnen Friedrich Ludwig Jahn, der Turnvater. Theodor Körner, der

---

Adolf Wilhelm von Lützow

Am 18. Mai 1782 in Berlin geboren, beginnt er als Dreizehnjähriger seine militärische Laufbahn. Zunächst Fähnrich der preußischen Garde, wird er 1800 zum Seconde-Leutnant ernannt. Als Kürassieroffizier nimmt er 1806/07 am Krieg gegen Frankreich teil, der für Preußen mit einer vernichtenden Niederlage endet. 1808 reiht sich Lützow in den Kreis der patriotischen Militärs um Scharnhorst ein. Als Major Ferdinand von Schill im Frühjahr 1809 auf eigene Faust versucht, gegen die Franzosen loszuschlagen, um das Signal zum allgemeinen Volksaufstand zu geben, schließt sich sein Freund Lützow ihm an; am 5. Mai wird er bei Dodendorf schwer verwundet. Dadurch entgeht er der Vernichtung des Schillschen Freikorps. 1811 tritt er wieder in den Dienst der preußischen Armee. 1813 gründet er das nach ihm benannte Freikorps und führt es in den Befreiungskrieg. Nachdem es 1814 von der Reaktion zur Strecke gebracht wird, verbleibt Lützow in Preußens Diensten. 1822 wird er Generalmajor, 1830 geht er in den Ruhestand. Am 6. Dezember 1834 erliegt dieser Held des Volkskampfes gegen die napoleonische Fremdherrschaft einem Schlaganfall.



1 – Infanterietschako
2 – Patronentasche
3 – Reiterpistole
4 – Infanteriesäbel
5 – Kavalleriesäbel (sog. Blüchersäbel)
6 – Preußisches Infanteriegewehr M 1809
7 – Preußischer Kavalleriekarabiner M 1798
8 – 12-Pfünderkanone

1–4 Reitende Jäger (1 – Leutnant,
2 – Major, 3 – Jäger, 4 – Hauptmann)
5–6 Infanterie (Soldaten)
7 Trompeter (Reitende Jäger)
8 Tambour (Infanterie)

Dichter und Sänger. Karl Friedrich Friesen, der Lehrer. Nach Scharnhorsts Plänen sollten sie im gegnerischen Hinterland kämpfen, lokale Aufstände unterstützen und den „Anschluß der vom Feinde besetzten Landesteile an die gute Sache“ bewirken helfen. „Unsere Partisanenstreiche“, ist in den Erinnerungen des Lützower Jägers Wenzel Krimer zu lesen, „brachten selbst die besten und tapfersten Anführer unserer Gegner fast zur Verzweiflung. Wir saßen ihnen fast immer, meist wenn sie es gar nicht ahnten, auf dem Hals, schwächten und zersplitterten ihre Kräfte, ohne daß sie uns viel anhaben konnten, und ließen uns weder zu einem entscheidenden Kampfe zwingen noch in eine Falle locken ... Gegen unsere Streifereien halfen keine festen Stellungen, schützten keine Flüsse, Berge, Schluchten, Wälder und Gräben. Nie fand man uns da, wo man uns erwartet hatte. Wie aus den Wolken gefallen, stürzte oft die schwarze Schar über den sorglosen Feind her, und ehe er noch zur Besinnung kommen konnte, war sie ebenso schnell und spurlos wieder verschwunden.“ Die Lützower führten Aufklärung vor der Schlacht bei Großgörschen (2. Mai 1813), operierten bei Halberstadt, Eisleben und Weimar, stießen bis nach Plauen und Hof vor, setzten bei Kahla die 19000 Mann des Korps von Marschall Lefèvre in Verwirrung.

Am 4. Juni 1813 kam es zum Waffenstillstand mit Napoleon. Die Lützower befanden sich im feindlichen Hinterland, bei Plauen. Das französische Kommando unterließ es wohlweislich, sie davon in Kenntnis zu setzen. Aber auch die preußische Führung unterrichtete sie nicht; „Lützows wilde, verwegene Jagd“ war ihr im patriotischen Kampf zu weit vorgestoßen. Auf dem Rückmarsch wurde die Freischar am 17. Juni bei Kitzen unweit von Leipzig von französischen und württembergischen Truppen überfallen und zerschlagen. Nur wenige konnten entkommen, unter ihnen Lützow und sein Adjutant Theodor Körner. Zwar entstand das Lützowsche Freikorps danach wieder neu, jedoch wurde es von den feudalreaktionären Kräften auf einen Nebenkriegsschauplatz abgeschoben, systematisch verkleinert und schließlich in die preußische Armee eingegliedert.

Der Kampf der Lützower gehört zu den besten militärischen Traditionen unseres Volkes. Ihr Banner wird von der Nationalen Volksarmee bewahrt und weitergetragen; auch in jenem Hubschraubergeschwader, das den Ehrennamen „Adolf von Lützow“ führt.

Redaktion: Major Ulrich Fink
Illustration: Heinz Rode

Spenersche Zeitung 1813

Ich erbiete mich, drei unvermögenden jungen Männern, die sich den edlen Freischützen anschließen wollen, zur vorschriftsmäßigen Bekleidung und zum Ersatz der Zehrkosten bis Breslau behilflich zu sein. Buchhändler Friedrich Braunes

Der Vorsteher der Blindenanstalt Zeume erbietet sich, einen Freiwilligen zu bewaffnen.

Von drei Dienstmädchen ein silberner Becher, eine Nadelbüchse, sieben Medaillen und 25 Taler.

Die Abteilung der reitenden Jäger hatte allenfalls noch ein militärisches Aussehen: etwa 400 Mann stark, waren alle gleichförmig uniformiert und vollständig bewaffnet, und meistens Männer von Bildung und Erziehung ... Ober- und Unteroffiziere wurden durch allgemeine Ballotage (geheime Abstimmung) gewählt und vom Ehrengerichte unter Vorsitz unseres Chefs bestätigt ... Bei der Abteilung Fußjäger fand man Menschen von allen Nationen, Charakteren, Ständen, Sittenschattierungen, in den seltsamsten Kleidungen und Waffen. Merkwürdig genug war die Fechtweise dieses sonderbaren Völkchens. Im offenen Felde, in geschlossener Kolonne war mit ihnen kein Angriff möglich; in der Regel stürzten sie entweder wie eine Meute losgelassener Fanghunde auf den Feind los, oder sie zerstoben wie Spreu auseinander, bargen sich hinter Hecken, Bäumen, Sträuchern, Gräben, Ackerfurchen; und wenn nichts Ähnliches zum Schutz da war, legten sie sich glatt auf die Erde, so daß ihnen die feindlichen Kugeln fast gar nicht schaden und eine geschlossene Kolonne ihnen gar nichts anhaben konnte; und von hier aus verbreiteten sie mit ihren sicher treffenden Büchsen Verderben in den Reihen der Feinde.

(Aus den Erinnerungen des Lützower Jägers Wenzel Krimer)

INA-MARIA FEDEROWSKI

Autogramm-Anschrift:
Schmidt 8047 Dresden
Langebardenstraße 69

Bild: Günter Gueffroy

Antonina Strelzowa

MUT

Mir gerieten einmal zwei Bände guter Gedichte in die Hände. Der Autor ist der Lehrer Alexander Sergejewitsch Terechow, ein Kollege von mir. Er ist blind und lebt in Uljanowsk. Die Gedichte gefielen mir sehr, und ich las sie den Kindern in der Klasse vor. So kamen die Bände in mein Bücherregal. Und nun erfahre ich zufällig, daß Terechow in Moskau im Krankenhaus Nr. 57 liegt. Ich beschloß, ihn zu besuchen, mich mit dem Autor solcher bemerkenswerter Gedichte bekannt zu machen. Voller Erregung fahre ich ins Krankenhaus: Wird man mich zu ihm lassen?

Die Tür zum Zimmer öffnend, erblickte ich sogleich einen Mann mit dunkler Brille. Ich erkläre ihm, daß ich auch Lehrerin bin, seine Gedichte gelesen habe und mehr über den Autor erfahren möchte. Er war erfreut, wurde lebhaft und sagte: „Wie froh ich bin, daß Sie gekommen sind! Ich habe hier keine Angehörigen, und heute ist mein Geburtstag."

Ein offenes, freundliches Antlitz. Doch mein Herz krampft sich zusammen, als ich sehe, daß ihm die rechte Hand fehlt. Wie das Unglück manchen heimsucht, dachte ich ... Stellte die Blumen ins Wasser und beglückwünschte Alexander Sergejewitsch.

Er erzählte, daß er lange und schwer erkrankt war, aber nach einer langwierigen Lähmung rappelte er sich doch wieder auf, begann er wieder zu laufen. Die Gesellschaft „Wissen" half ihm, die Arbeit wiederaufzunehmen – er fuhr mit Vorträgen in Betriebe und Kolchose, las seine Gedichte in Schulen. Vor kurzem beschloß er, ins Orjoler Gebiet zu fahren, in die heimatliche Schule, wo er lernte und später lehrte. Die Lehrer und die Kinder erwarteten ihn dort, er ist Ehrenpionier der Schule. Auf dem Weg von Uljanowsk über Moskau nach Orjol jedoch warf ihn ein schwerer Anfall

nieder, und er kam ins Krankenhaus.

Ich bitte Terechow, ausführlicher über sein Leben zu berichten, und erfahre folgendes. Sascha war acht Jahre, als der Krieg begann. Sein Vater, Mitarbeiter des Rayonparteikomitees, ging als Partisan in den Wald, der Junge brachte ihnen Essen. Eines Tages stürzten vier Faschisten in die Hütte – das Dorf Tschetwjortaja Snamenka war okkupiert – und begannen Sascha und seine Mutter zu verhören, wo die Partisanen zu finden seien. Beide schwiegen. Da ergriff einer der Faschisten ein Beil und schlug dem Jungen vor den Augen der Mutter die rechte Hand ab. Die Mutter schwieg, denn die Kiefernschlucht anzugeben, wo die Partisanen sich befanden, hieße, viele Dorfbewohner ins Verderben zu stürzen. Die Faschisten verprügelten die Frau und erschossen sie in der Hütte. Mit dem Gewehrkolben zerschlugen sie dem Jungen die andere Hand und die Beine, dann schlugen sie ihm auf den Kopf. Sascha verlor das Augenlicht. In der Annahme, daß der Junge tot sei, gingen die Faschisten. In der Nacht kam die Nachbarin und sah, daß der Junge noch lebte. Sie schiente die Beine, verband die Wunden und schickte Sascha unter einem anderen Namen ins Kursker Gebiet ins Krankenhaus. Lange brachte man ihn von einem Krankenhaus ins andere, mehrere Male wurde er operiert. Sascha begann zu laufen, lernte die linke Hand gebrauchen und konnte sogar mit dem linken Auge ein wenig sehen.

Er hatte sehr gehofft, daß sein Vater aus dem Krieg zurückkehrt. Doch das grausame Schicksal schlug auch hier zu: Der Vater fiel beim Sturm auf Berlin.

Aber Sascha gibt nicht auf. Er geht in eine Blindenschule und beendet diese mit einer Silbermedaille. Dann macht er ein Fernstudium am pädagogischen Institut. Wieder ein Unglück: Ihn trifft eine Lähmung. Ungeachtet dessen beendet er das Studium mit Auszeichnung.

Was für eine riesige Willenskraft besitzt dieser Mensch! Er könnte sich invalidisieren lassen und ruhig leben, sich mit seinem Schicksal abfinden. Aber nein, er bemüht sich hartnäckig zu gesunden, stellt sich wieder auf die Beine. Zu Hause, im Orjoler Gebiet, fängt er als Lehrer für Geschichte an. Die Kinder vergöttern ihn: So einfach ist er, so herzlich, so interessant gestaltet er den Unterricht. Rimma, die Filmvorführerin der Schule, wird Alexander Sergejewitschs Frau, hilft ihm die Manuskripte anfertigen. Während der Tätigkeit an der Schule verliert er das Augenlicht für immer. Er erfährt, daß der Verlust unwiederbringlich ist, und das heißt, seine eigenen Kinder – den Sohn und die Tochter – kann er nur noch umarmen, nicht mehr sehen ...

Einige Tage später sitze ich wieder am Bett dieses großartigen Menschen, denke über sein Schicksal und seinen Charakter nach und höre Gedichte ...

Beeindruckend, daß er nicht über seine Leiden schreibt, sondern immer über die Freuden des Lebens, über all das Schöne. Er sieht immer nur das Lichte und spricht mit voller Stimme darüber. Angesichts der seelischen Kraft dieses Menschen werden die eigenen Probleme klein und unbedeutend.

Als ich das Krankenhaus verlasse, sage ich mir – bestimmt verwirklicht er alle seine Pläne: gründet einen literarischen Zirkel in der Schule, schreibt das Buch zu Ende.

(Entnommen der Zeitschrift „Sowjetliteratur").

Illustration: Wolfgang Würfel

EIN SCHIFF FÜR

„Hier 500, Zone erreicht, beginne Übung!" So meldet der Paarführer seine beiden Jagdflugzeuge beim Hilfsflugleiter in der Kunstflugzone – dem Luftraum über einem begrenzten Seegebiet – an. Mit dem Doppelfernrohr beobachtet dieser die in geringer Höhe durch die Luft jagenden Maschinen. Kann es doch zum Beispiel vorkommen, daß sich die beiden dort oben einmal aus den Augen verlieren, der Geführte „abhängt". Damit er sie dann schnell wieder zusammenführen kann und sie die Übung doch noch erfüllen, behält der Flugleiter, selbst Flugzeugführer, auf dem Hilfsschiff „Hugo Eckener" die beiden Flugzeuge ständig im Blick. Nicht irgendwo von Deck des Schiffes, sondern von einem Leitstand aus, der sich auf dem Steuerhausanbau befindet und über große verglaste Fensteröffnungen in den Seitenwänden und in der Dachkonstruktion verfügt. Jedoch nicht nur der Leitstand unterscheidet dieses Schiff von anderen der Volksmarine. Als ganz normaler Kutter Typ Habana gebaut, wurde es mit einem Funkfeuer, Marker, einem Kodeleuchtfeuer sowie UKW- und Dezimeter-Wellen-Funkgeräten bestückt, speziell für seinen Einsatz als Flugsicherungsschiff; bis 1982 als U-33, jetzt mit der taktischen Bezeichnung A-15 am Rumpf. 15 Jahre werden es in diesem Monat, die ihr „Hängebauchschwein", wie die Besatzung wegen seiner Rumpfform ihr Schiff scherzhaft nennt, jetzt fährt.

„Na, nicht immer sind wir in Fahrt", stellt Stabsfähnrich Rolf Smyreck, der Kommandant, richtig. „Oftmals liegen wir auch tagelang auf See. Da arbeitet dann hauptsächlich unsere Fliegerabteilung vom Gefechtsabschnitt IV". Kommandiert wird dieser von Matthias Krause, inzwischen fast zwei Jahre auf der „Hugo Ekkener".

Er, der eigentlich von den Luftstreitkräften kommt, an ihrer Unteroffiziersschule „Harry Kuhn" als Betriebsmechaniker Flugsicherung ausgebildet wurde, ist

DIE FLIEGER

längst ganz Seemann, Dienstgrad Maat. Verantwortlich nicht mehr nur für den Funkmeßabschnitt zur Flugsicherung, sondern auch für den Funk- und den Signalabschnitt. „Wir erledigen unsere Aufgaben an Bord wie jeder andere auch", sagt der 1,92 m lange Rotschopf. „Und wir haben über Funk direkten Kontakt zu den Fliegern. Die Marine kämpft schließlich nicht für sich allein. Und wir sind eben für die Flieger da."

Für die Flieger da zu sein, als boden-, vielmehr seeständiger Funkmarkierungspunkt, bestimmt in erster Linie den Einsatz der „Hugo Eckener". Über seine Langdrahtantenne sendet das Schiff dann pausenlos Funkmeßimpulse in den Äther. Empfangen und verarbeitet werden sie im Flugzeug. So ermöglicht die Besatzung des Schiffes, daß Flugzeugführer mit Hilfe des Funkkompasses ihren jeweiligen Standort in der Luft immer exakt bestimmen können.

Das ist aber beileibe nicht ihr einziger Auftrag. Manche Monate gibt's, in denen sind Stabsfähnrich Smyreck und seine 14 Genossen 20 bis 25 Tage auf See, erfüllen Gefechts- und sicherstellende Aufgaben, von der Flugsicherung für die Luftstreitkräfte bis zur Suche von Unterwasserhindernissen, versorgen Kampfschiffe, führen Navigationsbelehrungsfahrten durch.

Nicht selten kommen kurzfristige Einsatzbefehle. „Aber glücklicherweise trifft's uns nicht immer so hart wie im letzten Frühjahr", erinnert sich der Kommandant. „Ein Verband Küstenschutzschiffe wurde überprüft, im Schießen auf Seeziele. Wir haben die Scheiben geschleppt, an einer 1200 Meter langen Leine. Aber weil in verschiedenen Seegebieten geschossen wurde, hatten wir die Scheibe mehrmals täglich wieder einzuholen. 200 Meter passen auf die Winde, den restlichen Kilometer mußten die Jungs von Hand einholen, eine wahre Knochenarbeit drei Tage lang. Aber keiner hat schlappgemacht. Alle haben ge-

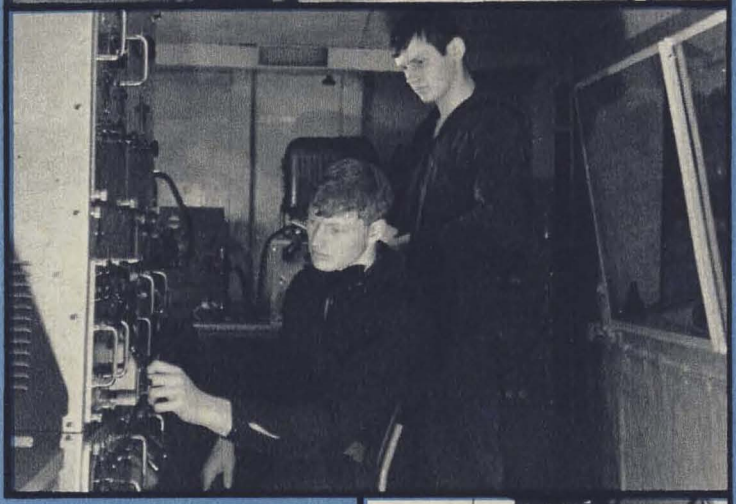
standen wie ein Mann."

Stolz schwingt mit in der Stimme des 43jährigen, der das Schiff seit seiner Indienststellung führt, wenn er von seiner Truppe spricht. Einem Kollektiv, das im sozialistischen Wettbewerb zu Ehren des XI. Parteitages zum 30. Mal (!) um den Titel „Bestes Schiff" kämpft.

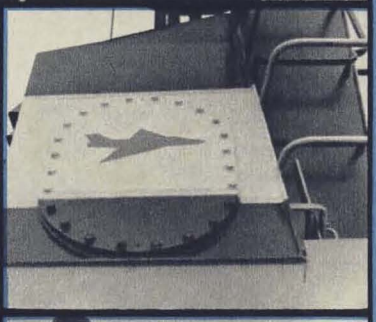
Echter Kampf war das auch damals im Frühjahr. Da hatten sie ihr Schleppziel im Stützpunkt abgegeben und gerade im Heimathafen festgemacht. Auch die Kreiselanlage für den Kompaß war ausgeschalten, und die meisten lagen in ihren Kojen, wohlverdiente Nachtruhe. Da erhielt Genosse Smyreck erneut das Signal zum Auslaufen. Sofort! Nachts bei diesigem Wetter, und nur mit Magnetkompaß, weil der wesentlich genauer anzeigende Kreiselkompaß 4 Stunden „Einlaufzeit" benötigt, bis man mit ihm richtig arbeiten kann. Von verschiedenen Schiffen waren mehr als 60 Mann aufzunehmen und zum Stützpunkt zu bringen.

„Aber Befehl ist Befehl. Und so haben wir auch diese Aufgabe erfüllt. Obwohl die Müdigkeit schwer auf die Augen drückte. Wohl auch kein Wunder, haben die Jungs doch teilweise über 70 Stunden ohne Schlaf durchgezogen!"

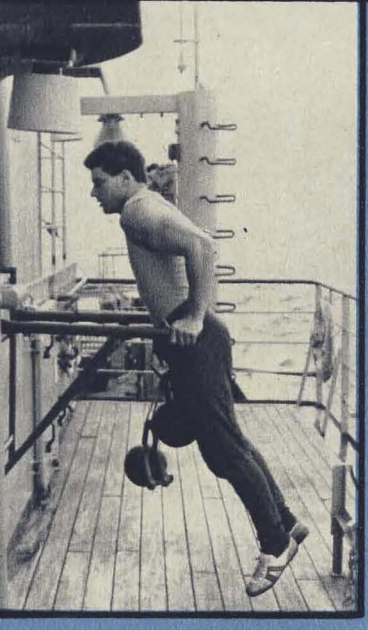
Rolf Smyreck wird als Vorgesetzter ausnahmslos von allen an Bord geachtet, weil er, wie Stabsmatrose Heiko Müller es sieht, „immer vorneweg ist und vor allem versucht, den Leuten seine Befehle auch im Kopf klarzumachen." Heiko ist Sportler mit Leib und Seele, hält einige Bordrekorde. Als ehemals aktiver Judoka will er sich fit halten für sein Sportlehrerstudium, das er im Herbst beginnt. Und das geht auch an Bord. Um Unterstützung brauchte er seinen Kommandeur nicht lange zu bitten. „Kaum hatte ich ihm erklärt, daß man mit ein paar Gewichten schon eine ganze Menge für seinen Körper tun kann, brachte er auch schon welche an Bord. Auch hat er klargemacht, daß wir Holme fürs Bankdrücken erhielten.



Volle Konzentration herrscht auf der Brücke, wenn Stabsfähnrich Rolf Smyreck das Ablegemanöver leitet. Obwohl schon tausendfach durchgeführt, läßt er dabei keine Routine zu. Denn keines dieser Manöver gleicht genau dem anderen.



Maat Krause (vorn) und sein Nachfolger Maat Stephan am automatischen Funkfeuer in ihrem Gefechtsabschnitt. Als Betriebsobermechaniker zeichnen sie für die gesamte Flugsicherungstechnik an Bord verantwortlich.



Unübersehbar zwischen Signal- und A-Mast kennzeichnet die Langdrahtantenne des automatischen Funkfeuers die „Hugo Ekkener" als Flugsicherungsschiff.

Maat Graf (vorn) und Maat Schönfelder kämpfen nicht nur im Gefechtsabschnitt V, dem Maschinenraum, gemeinsam. Sie arbeiten auch in der FDJ-Leitung eng zusammen.

Sport an Bord: Stabsmatrose Müller hält sich fit für seine Aufgaben an Bord und für sein zukünftiges Sportlehrerstudium.

Wenn unser Schiff für Lauftraining auch nur wenig geeignet ist, Platz und Zeit für Kraftsport bleibt immer." Jedoch, die „Hugo Eckener" bietet noch mehr Möglichkeiten für die Freiwache, sich zu beschäftigen. Da ist die Meoclub-Anlage. Spielfilme laufen manchmal gleich zweimal hintereinander, wenn sie gut sind. Und in der Bordbibliothek gibt es jedesmal eine kleine Schlacht um neue Bücher. „Aber bis wir die Kiste tauschen, hat jeder das Gewünschte durchgelesen." Darum kümmert sich auch Jens-Holm Schönfelder. FDJ-Sekretär der Grundorganisation ist er und nach seinem Kommandanten die längste Zeit an Bord. In diesen drei Jahren hat er erfahren, daß einer allein keine FDJ-Arbeit machen kann: „Man muß sich eben mit den Leuten befassen, rauskriegen, welche Interessen sie haben." Doch nicht nur Freizeitgestaltung ist für ihn FDJ-Arbeit. Alle 14 Jugendfreunde an Bord tragen das Abzeichen „Für gutes Wissen", elf in Gold. Eine Bilanz, die sich sehen lassen kann. „Für den Zirkel junger Sozialisten haben wir uns ganz einfach selbst Themen gesucht, die wir mit der aktuellen Politik verbinden konnten. Das sprach die meisten an. Natürlich wurde die Literatur trotzdem gelesen. Denn die vorgegebenen Zirkelthemen deckten sich zumeist mit denen der Politschulung."

Tatkräftig unterstützt wird Jens-Holm von seinem Stellvertreter Volker Graf, wenn es darum geht, Mitgliederversammlungen vorzubereiten, Verbandsaufträge zu verteilen. Der Maat arbeitet als LM, das heißt Leitender Maschinist, und ist während der Wache Dienstvorgesetzter seines FDJ-Sekretärs. Beißt sich das nicht? „Im Gegenteil, als ich auf das Schiff kam, hat mich der Jens-Holm vom ersten Tage an unterstützt, geholfen, wo er nur konnte. Und er kann viel, mit Menschen umgehen, und vor allem fachlich hat er was auf dem Kasten. Er ist einer der wenigen Matrosen, welche die Qualifizierungsspange Stufe II während

ihrer Dienstzeit geschafft haben."

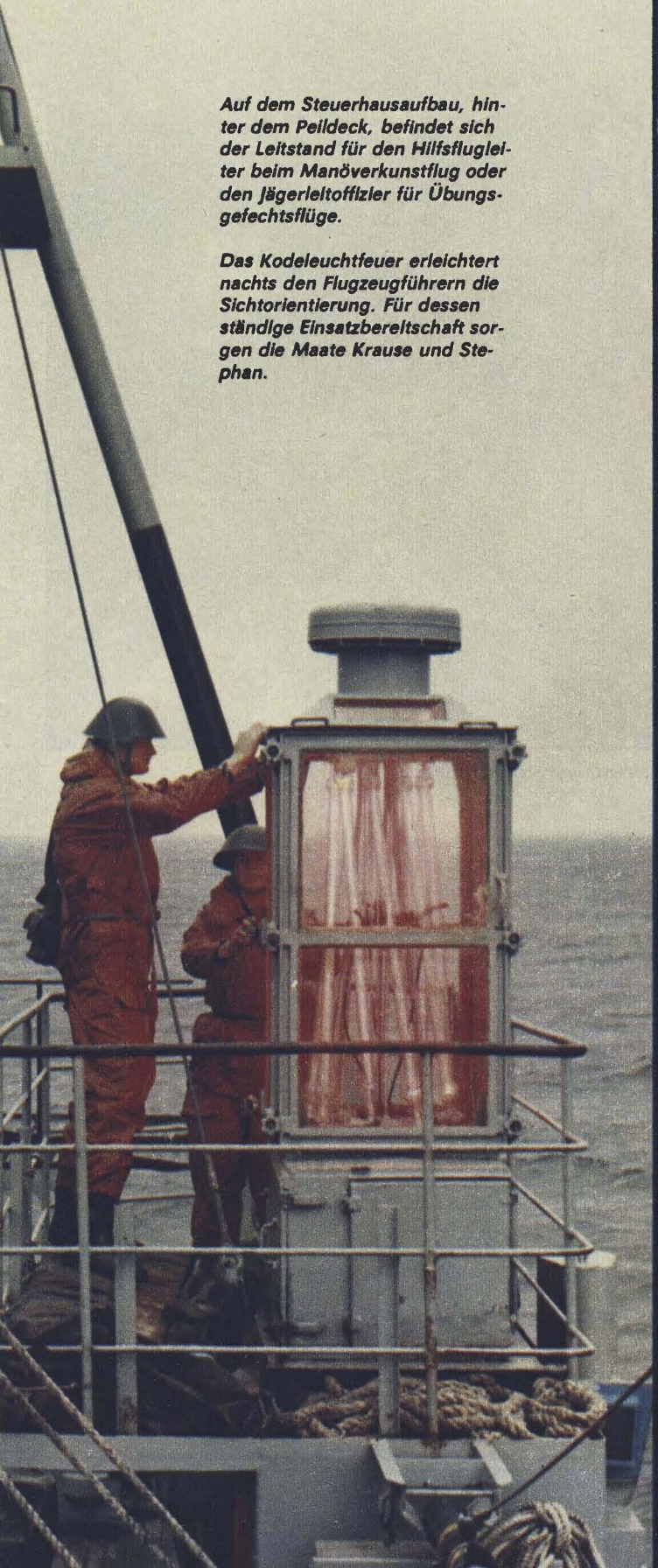
Als Volker von der Flottenschule kam, stand vor ihm die Aufgabe, so schnell wie möglich die LM-Prüfung abzulegen. Innerhalb eines halben Jahres hat er's gepackt. „Aber ohne Schönfelder hätte ich's bestimmt nicht geschafft." Einer hilft dem anderen, ein Prinzip, nach dem jeder der Mannschaft handelt, denn Offiziere gibt es auf A-15 keine, höchstens zur Kontrolle oder wenn das Schiff abkommandiert wird zur Sicherstellung eines Flottenbesuches, wie erst kürzlich. 80 Mann mußten zusätzlich verpflegt werden. „Ein absoluter Streß war das ja, hat aber trotzdem Spaß gemacht. Und keiner hat sich über das Essen beschwert."

Stabsmatrose Schönfelder erinnert sich auch gern an solche Einsätze während seiner Dienstzeit. „Die drei Jahre sind aboslut keine vertane Zeit. Gelernt habe ich mehr als die ganzen Jahre vorher, vom Umgang mit Menschen, von meinem Kommandanten, der eigentlich immer für uns und unsere Probleme da ist."

„An Bord eines so kleinen Schiffes mit so vielen Aufgaben muß ganz einfach jeder mitziehen, will er nicht, daß andere seine Arbeit mitmachen müssen", meint E-Gast Stabsmatrose Michael Pech. Die meisten gutgestalteten Zeichnungen und Wandzeitungen an Bord sind von ihm, in der Freiwache angefertigt. Die Mühe, die er darauf verwendet, spricht aus diesen kleinen Kunstwerken. „Schließlich soll das Schiff ja nach was aussehen."

So hat fast jeder auf der „Hugo Eckener" neben dem Dienst noch genügend zu tun, nicht gezwungenermaßen, nein freiwillig. Weil jeder einen Blick dafür hat, was gemacht werden muß. Ob Fender knüpfen, Kartoffeln schälen, rein Schiff machen oder Sportvergleiche organisieren ...

Auf diesem Schiff formt Kommandant und Parteisekretär Rolf Smyreck Jahr für Jahr ein Kollektiv, von dem seine Vorgesetzten meinen: „Über Jahre stabil, Smy-



Auf dem Steuerhausaufbau, hinter dem Peildeck, befindet sich der Leitstand für den Hilfsflugleiter beim Manöverkunstflug oder den Jägerleitoffizier für Übungsgefechtsflüge.

Das Kodeleuchtfeuer erleichtert nachts den Flugzeugführern die Sichtorientierung. Für dessen ständige Einsatzbereitschaft sorgen die Maate Krause und Stephan.

reck hat das im Griff, denn er leistet als Kommandant gute Arbeit, weil er für die Sache lebt."

Und groß ist die Freude an Bord, wenn sich mal wieder ein Ehemaliger meldet. Wie zum Beispiel Stabsmatrose d. R. Olaf Döhring. Der schrieb ein Vierteljahr nach seiner Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst in einem Brief an das Kollektiv der „Hugo Eckener": „Ich denke ziemlich oft an die Zeit an Bord zurück. Jetzt, wo ich schon ein ganzes Stück drüber steh', kann ich es ja schreiben. Es war damals nicht leicht, mich von jedem einzelnen zu verabschieden. Trotz der verschiedenen Reibereien, die es zuweilen gab, war es ziemlich schwer. Irgendwie hatte ich das Gefühl, mich von etwas zu verabschieden, was ich für immer verliere, das doch irgendwie Spaß gemacht hat."

Text: Major Ulrich Fink
Bild: Manfred Uhlenhut

Flugsicherungsschiff „Hugo Eckener"

Länge über alles
37,64 m
Breite über alles
8,75 m
Tiefgang
3,80 m
Reisegeschwindigkeit
10,08 kn
Höchstgeschwindigkeit
10,87 kn
Fahrweite
65 000 sm
Verdrängung
485 t
Antrieb
ein 8-Zylinder-Viertakt-Dieselmotor
Hauptmaschine
8 NVD 36 A-1
Leistung
431 kW bei 500 U/min
Besatzung
15 Mann

Stefan Herfurth und Steffen Schneider (v. l. n. r.)

Eine gesunde Kunst

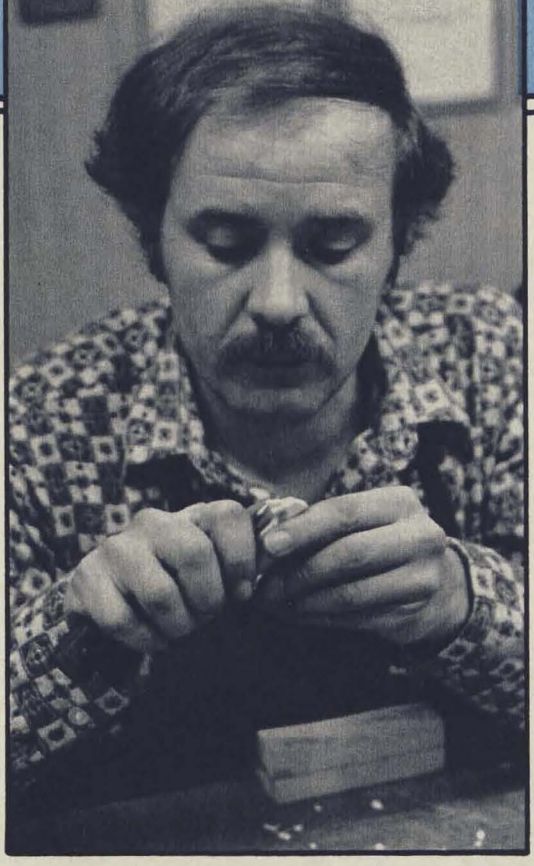
Geschickte Hände geben hier grobem Holz kreativ Gestalt. Jede Kerbe, die der Schnitzer in die Linie gräbt, verändert Ursprüngliches, ist unkorrigierbar. Es sei denn, er griffe zum Leimtopf. Doch Geklebtes gefällt ihm nicht. Also will jeder Schnitt gründlich vorbedacht, der Faserverband des widerständigen Materials ergründet, sein nahezu unberechenbares Wesen klug erwogen sein. Eingedenk dessen, daß Holz – rauh und glatt, spitz und stumpf, warm und kalt, laut und leise – eine Synthese des Gegensätzlichen ist. Mit dem Reiz geheimnisvoller Schönheit und dem betörenden Geruch der Natur ...

Wer für sein Leben gern schnitzt, kann das wohl am besten ermessen; wie der Büromaschinenmechaniker Wolfgang Blasius und der Kesselwärter Rudi Siegert, oder wie die Unteroffiziere Steffen Schneider und Stefan Herfurth, Panzerkommandant der eine, T-55-Fahrer der andere. Beide dienen in jenem Bergstädtchen, das Wolfgangs und Rudis Zuhause ist. Sie pflegen eine Volkskunst, die einst ihren Vorfahren im waldreichen Erzgebirge zwischen Zwickauer Mulde und Flöha die langen Winterabende verkürzen half und zum kargen Lebensunterhalt oft willkommenes Zubrot einbrachte; ein paar Feiertagsgroschen für verkaufte „Bornkinnelsachen" – aus Holz gefertigtes Spielzeug vom „Christkind'l" ... Steffen Schneider nun mag eher den legendären Stülpner-Carl und – nichts verkaufen. Denn jedes „Mann'l" ist ein Unikat. „Und ich gehöre zu denen", sagt er, „die ihr Herz in jedes Stück legen." Hier sei vermerkt; zur Freude der Erholungsuchenden im sommerlichen Stadtpark der kleinen Industriestadt Oederan. Dort im „Klein-Erzgebirge", einem in die Natur verlegten „Heimatberg", tummeln sich zwischen den etwa achtzig nachgestalteten historisch bedeutsamen Bauten des Bezirkes Karl-Marx-Stadt auch Steffen Schneiders hölzerne Tier- und Menschenfiguren. Und während Wolfgang Blasius ausdrucksstarke Grubenleute herstellt und schon eine fast komplette Bergparade aufziehen lassen kann, schmücken Rudi Siegerts Schnitzereien viele Pyramiden, die sich zur Winterszeit im warmen Kerzenlicht drehen und dabei wundersame Schattenbilder an die Decke werfen.

Stefan Herfurth hingegen stellt das, was ihm gelungen scheint, am liebsten in die eigene Vitrine, wählt daraus auch zuweilen ein Geschenk für gute Bekannte. Wenn er glaubt, ein Stück sei ihm unter dem Messer verdorben, packt er's weg und beginnt von neuem. Gelegentlich schauen die Stubengenossen dem Unteroffizier auf die Finger und staunen dann, wie Schnitzmesser und Hohleisen einem ungefügen Klötzchen nach und nach menschenähnliche Züge abgewinnen. Mancher der Betrachter will es gern selbst probieren, legt das Werkzeug aber bald ungeduldig wieder hin; greift dafür zur Laubsäge, um Lichterbogen oder Segmente für Fernsehleuchten aus Sperrholz zu schneiden. Das geht schneller. Ja, Schnitzen ist eine recht beschwerli-

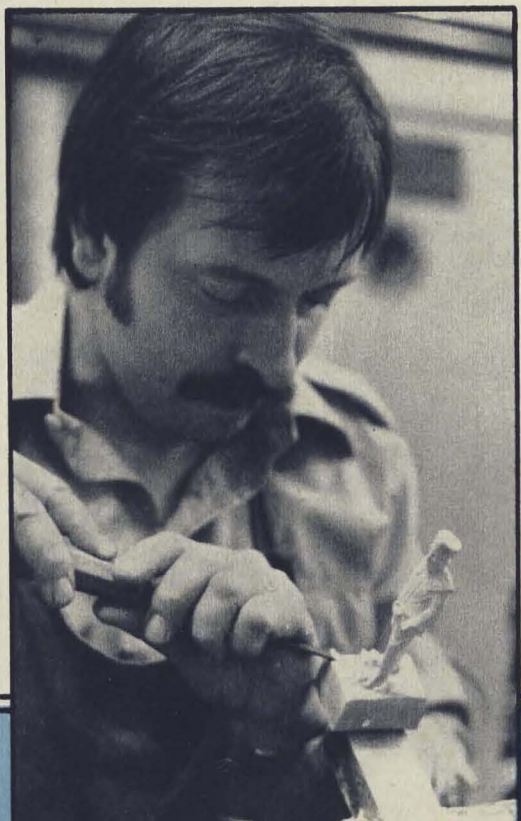
che, langwierige Arbeit. Bis es spreche, brauche das Holz seine Zeit, meint Stefan. Wie der Schnitzer auch, bevor er es vermag, einen Quader „zum Sprechen" zu bringen. Und da ist es freilich noch immer wie einst: Hierzulande lernt's ein Begabter zumeist schon als Kind. Stefan Herfurth erhielt vom Großvater ein paar Schnitzmesser geschenkt, als jener des Enkels erste Versuche gesehen und für gut befunden hatte. Nun kommt der künftige Lehrer aus Zwikkau vom Holz nicht mehr los. „Es wurde mein begehrtester Werkstoff. Natürlich gewachsen ist er, hat Ast, Faserung, Charakter. Und interessant ist jeder Versuch, da erst mal 'ranzukommen, einzudringen. Ich liebe nämlich die menschliche Figur. Aber sie muß ins Holz passen, dessen struktureller Vielfalt entsprechen."

Steffen Schneider hat das Schnitzen dem Vater abgeguckt und es später an der Oederaner Volkskunstschule „richtig gelernt", wie er sagt. Allem voran figürliches Zeichnen, was ihm viel Spaß bereitet habe. Und doch hält er's – wie alle Schnitzer – mit dem großen Bildhauer Ernst Barlach, der als Neunzehnjähriger in einem Brief bekannte: „Vor dem Zeichnen gebe ich *dieser* Art der Darstellung den unbedingten Vorzug, denn hier fällt die Künstelei weg, ich möchte sagen, die Plastik ist eine gesunde Kunst, eine freie Kunst, nicht behaftet mit solchen notwendigen Übeln wie Perspektive,



Rudi Siegert

Wolfgang Blasius



Verlängerung, Verkürzung und anderen Künsteleien."

So verstanden fügen auch die vier Erzgebirger ins Holz, was da ist; Wirkliches und Wahrhaftiges, das sie aus dem, was sie vor sich sehen, erst heraussuchen müssen. Sie tun's mit wachen, ihr Werk von allen Seiten unablässig scharf beobachtenden Augen; zumeist an freien, ungestörten Wochenenden – stundenlang. Eine Arbeit, die hohe Konzentration verlangt, „die mir aber willkommenen Ausgleich zum täglichen Dienst bietet", erklärt Stefan Herfurth. „Eine Freude, die ich mir zwischendurch selber spenden kann." Und er denkt an jenes Jahr im Zwickauer Schnitzverein, in dem er sich „umsehen" durfte. „Dort waren fähige Leute, die regten mich an."

Solche gibt's auch hier im Garnisonstädtchen. Zwei von ihnen sind Wolfgang Blasius und Rudi Siegert. Und sie meinen, mit ihren Genossen „oben vom Regiment" würden sie und ihre Kollegen in der Schnitzstube unter'm Stadttor schon zusammenrücken. Sie sollten doch bald mal anklopfen ...

Text: Oberstleutnant Heiner Schürer
Bild: Manfred Uhlenhut (1), Oberstleutnant Ernst Gebauer (2)

Rockangebot?

Ich werde an der OHS „Ernst Thälmann" in Löbau mein Studium aufnehmen. Gibt es dort auch Rock-Konzerte?
Bernd Höfer, Staßfurt

Ja. Der letzte, uns bei Redaktionsschluß vorliegende Monatskalender des Hauses der NVA in Löbau enthielt Konzerte mit der

Gruppe „Enno", dem „Rock'n-Roll-Orchester Magdeburg" und der Mädchenband „Na und", außerdem einen Abend mit Ina-Maria Federowski und Jörg Hindemith, Jugendtreffs mit den Gruppen „Kleopatra" und „Phoss". Jürgen Karney präsentierte „Bong-Extra".

pop-Nachrichten

Eine Publikumsumfrage, an der sich auch viele Soldaten der Revolutionären Streitkräfte beteiligen, ist die Grundlage, auf der in Kuba alljährlich die „Gläserne Sonnenblume" vergeben wird. Veranstaltet von der Zeitschrift OPINA, erhalten diesen Popularitätspreis jene Künstler, die die Spitzenplätze belegen. 1985 waren dies mit 58,2% aller Stimmen Alfredo Rodriguez und bei den Sängerinnen Annia Linares (37,7 %), gefolgt von Mirta Medina und Farah Maria. Mit 71,6 % aller Stimmen wurde „Los Van Van" zur beliebtesten Formation gewählt.

Kool & The Gang, im amerikanischen Show-Business zur Spitze gehörend, fordert das Publikum am Ende seiner Konzerte auf, mit den Fingern das „Peace"-Zeichen zu machen. Was nützt dies aber, wenn sie ihre Fans in eine Welt der Illusionen führen und Dennis Thomas (Alt-Saxophon, Querflöte) erklärt, daß er und seine aus Farbigen bestehende Band weder bereit ist, sich zu den Problemen der unterdrückten schwarzen Bevölkerung in den USA zu äußern, noch sie in den Konzerten zur Sprache zu bringen?

Zu fünft arbeitet jetzt die Dresdner Mädchen-Rockband „Na und" (siehe AR 10/1984), denn Angela Ullrich (Schlagzeug), Joane Rekitt (Tasteninstrumente), Sylvia Tuch (Baßgitarre) und Galina Seminichina (Gitarre) haben mit der einstigen Sängerin von „Gong" Ina Morgenweck Verstärkung bekommen.

270 Bands sind im Bezirk Gera registriert, wovon 30 Formationen in der Sonderklasse spielen. Zu den bekanntesten gehören „Odyssee", „Eruption", „Marathon", „Zippels Rockband" und „He baad".

Als „sehr konservativ, sehr rechts, sehr gewalttätig" klassifizierte Don Henley, einstiger Schlagzeuger von „The Eagles", die Konfrontationspolitik der USA. Mit dem Titelsong seiner LP „Building The Perfect Beast" wendet er sich gegen den verantwortungslosen Gebrauch von Hochtechnologie sowie die Gen-Manipulation.

Rock-Wechsel

Gerade ein Jahr ist es her, daß Gerd Christian an einer Reservistenqualifizierung teilnahm – und zu Weihnachten 1984 bei der Fernsehsendung „Zwischen Frühstück und Gänsebraten" in Uniform auftrat. Jüngst meinte er dazu: „Das habe ich ganz bewußt getan, denn damit wollte ich unterstreichen, daß Schlagersänger genau wie andere junge Männer ihren Ehrendienst bei der NVA leisten. Und ich wollte damit ausdrücken, daß ich das Land, in dem ich lebe, das mein Zuhause ist, zu schützen bereit bin."

Autogrammadressen

Karat:
1250 Erkner, postlagernd
Rockhaus:
1106 Berlin, PSF 226
Prinzip:
J. Matkowitz, 1165 Berlin, Erkner-Str. 44
Kerstin Saß *(Rock'n-Roll-Orchester Magdeburg): Hans-J. Müller, 3033 Magdeburg, V.-Pazajew-Str. 6*
Forum:
R. Pestel, 9620 Werdau, Otto-Türpe-Str. 18
Marathon *aus Jena: H.-J. Knobloch, 5025 Erfurt, Dortmunder Str. 18*
WIR:
1110 Berlin, PSF 232
Na und: *István Farkas, 8060 Dresden, Hoyerswerdaer Str. 29*

Vorgestellt

Prinzipien eines „Prinzip"-Musikanten

Der einstige Schlagzeuger von „Prinzip" ist nun schon zwölf Monate Sol-

Gefreiter Ingo Politz

dat. Welchem Prinzip folgt er dabei?

Seine Sache auch bei der Fahne gut zu machen. Ich verstehe das so: um sein Instrument zu beherrschen, muß man es genau kennen und etwas können. Nicht anders ist es mit der Maschinenpistole und dem SPW, den ich fahre. Gewiß, das erste halbe Jahr war hart. Besonders für einen wie mich, der schon 26 ist, Familie hat, freiberuflich tätig war und im engeren Sinn keine Vorgesetzten hatte. Da gab es Umstellungs- und Unterordnungsprobleme. Aber nicht mehr 18 zu sein, hat auch sein Gutes: Man geht vieles umsichtiger und souveräner an.

Mit Erfolg offenbar, denn Sie wurden drei Monate vorfristig Gefreiter!

Ja, im August 85

Ist die Armeezeit, musikalisch gesehen, eine Marschpause für Sie?

Ich spiele hier in der Regimentsband. Sie wird von Major Schröder geleitet, der mich auch ansprach. Ich konnte mein Schlagzeug mitbringen und komme öfter zum Üben. Dafür bin ich sehr dankbar. Achtzehn Monate völlig weg vom Instrument hieße etwa soviel wie zwei Jahre Musikstudium versäumen.

Haben Sie noch Kontakt zu „Prinzip"?

Ja. Vor einiger Zeit hat die Gruppe auch hier in der Garnisonstadt gespielt. Ich konnte sie mir von unten, aus dem Publikum heraus ansehen, was ja mal was ganz anderes war.

Und waren Sie zufrieden?

Die Jungs machten eine gute Figur.

Gehen Sie wieder zu ihnen zurück?

Im Augenblick weiß ich das noch nicht genau. Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Längst sind Thomas Fritschin und Matthias Schramm wieder bei der Gruppe „Silly". Im Jagdfliegergeschwader „Heinrich Rau" hört man jetzt noch aufmerksamer hin, wenn sie spielen: bewährten sie sich doch dort während ihres Reservistenwehrdienstes als gute, einsatzbereite Soldaten.

DIE HOLDE ISOLDE?

Die „wilde Mathilde" von „Silly" hat nun endlich eine Gegenspielerin gefunden: die „holde Isolde". An wen die Gruppe „Pankow" dabei gedacht hat, wissen wir nicht, werden es aber erfragen. Vorher aber fragen wir Sie: Welches der abgebildeten Mädchen entspräche Ihren Vorstellungen von der „holden Isolde"? Schreiben Sie uns das auf einer Postkarte bis zum 5. Februar 1986 an Redaktion „Armeerundschau", 1055 Berlin, PFN 46 130. Kennwort: Die holde Isolde. Zu gewinnen sind drei Bücher, darunter „Die Beatles – ihr Leben und ihre Lieder" von Gottfried Schmiedel.

Neu bei AMIGA

Dein und mein Planet – Fünf Jahre Rock für den Frieden (856 123) + Am Abend mancher Tage – Rockballaden (856 150) + Planetenwind – Pond (856 049) + Ihre größten Erfolge – 16 Hits (856 177) + Hello Again – Internationale Hits (856 154) + Platt for Ju – De Plattföt (855 978)

Stichworte

Pop: Abkürzung für popular = volkstümlich, populär, im Volke beliebt. Damit wird eine volkstümlich kommerzielle Musik bezeichnet, die als pop song und pop tuner bekanntgeworden ist. Man versteht darunter einen Song, der Elemente des Liedes und Schlagers vereint.

Rock: Ursprünglich Abkürzung für Rock'n Roll, seit Mitte der sechziger Jahre Sammelbegriff für alle Arten der entwickelten Beat- und konzertanten Rockmusik.

Folkrock: Folksongs, die von elektroakustisch verstärkten Instrumenten begleitet werden. Der Begriff wurde volkstümlich nach Bob Dylans Auftritt beim Newport Festival 1965, als er die akustische mit der elektroakustischen Gitarre vertauschte.

Drive: Anwachsen der Intensität eines Musikstükkes, ohne daß Lautstärke und Tempo zunehmen.

„EWIGKEIT"

WÄHRT NUR NOCH ELF JAHRE

Im Jahre 1997 wird nach über 150jähriger Unterjochung die britische Kronkolonie Hongkong wieder unter chinesische Souveränität zurückkehren. Mitte des vorigen Jahrhunderts diktierte die waffentechnisch überlegene englische Armee nach einem grausamen Feldzug die Abtrennung der Insel vom chinesischen Mutterland „auf ewig an Ihre Britische Majestät, Ihre Erben und Nachfolger". Doch jene erzwungene „Ewigkeit" währt nur noch elf Jahre.

26. Januar 1841: An einem Mast stieg der Union Jack, die britische Flagge, empor, dahinter stand verloren ein Zelt am leeren Strand. Drei Offiziere waren von einem Kriegsschiff an die Küste der Insel gebracht worden. Nach dem Flaggenzeremoniell richteten sie im Zelt die erste Kolonialverwaltung von Hongkong (chinesisch Dufthafen) ein. Das britische Weltreich war in diesem Moment um knapp achtzig Quadratkilometer Fläche gewachsen.

Der Landraub geschah auf direkte Weisung der britischen Regierung. Königin Victoria allerdings soll sich abfällig über die Eroberung der „lächerlich kleinen Insel" geäußert haben. Und ihr Außenminister, Lord Palmerston, ließ Captain Charles Elliot, der diesen „nackten Felsen mit kaum einem Haus" dem britischen Imperium einverleibte, ablösen. In London hatte man „größere Ziele" im Auge.

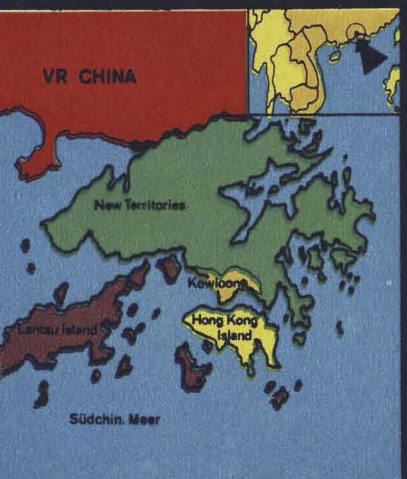
Doch jene Leute, die dem Captain Unverstand vorwarfen, behielten nicht Recht. Elliot verhalf England zu einem der günstigsten Tiefseehäfen der Welt. Mit ihm konnte man in der Folgezeit die am Perlfluß liegende reiche Hafenstadt Kanton (Guangzhou) und weitere Gebiete wirtschaftlich erpressen und militärisch unterwerfen.

Hongkong bewohnten Mitte des vergangenen Jahrhunderts rund 4000 Chinesen, meist Fischer und Bauern, dazu einige Händler. Daß ihre Heimat unter fremde Herrschaft geriet, war die Folge einer militärischen Auseinandersetzung, die als Opiumkrieg in die Geschichte eingegangen ist.

Im 17. Jahrhundert begann England, Tee aus China einzuführen. Es mußte die begehrten Blätter mit Silber bezahlen. Englische Produkte wie Woll- und Baumwollerzeugnisse und Metallwaren fanden in China nicht den erhofften Absatz. Die chinesischen Bauern waren es gewohnt, alle lebensnotwendigen Dinge selbst herzustellen. Sie hatten weder Bedarf noch die notwendigen Geldmittel, um die Industriewaren der aufstrebenden britischen Kapitalisten zu erwerben. Die Ostindische Handelskompanie, die mit dem Monopol der englischen Regierung für den Handel mit Indien und China bedacht war, führte das Sechsfache an Tee und chinesischer Seide ein, als sie an britischen Waren verkaufen konnte.

Das Edelmetall wurde knapp. Die Kapitalisten in England und auch in Nordamerika sannen auf einen Ausweg. Schließlich fanden sie im 18. Jahrhundert ein Äquivalent für Silber: *Opium!*

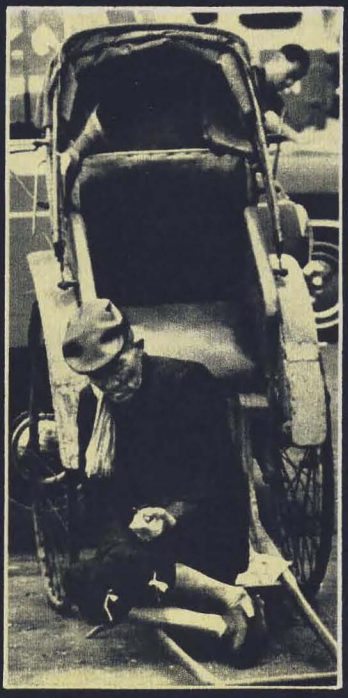
In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts brachten die Briten bereits 40 000 Kisten im



Jahr in das Reich der Mitte. William Jardine, einer der größten Opiumhändler dieser Zeit, vermerkte später: „In guten Jahren brachte eine Kiste oft einen Reingewinn von 1000 Silberdollar". Dieser Jardine gründete mit seinem Teilhaber James Matheson, der dafür von der englischen Königin geadelt wurde, eine große Firma mit Sitz in Hongkong. In fast allen großen und mittleren Städten Chinas vertrieben britische Agenten das Rauschgift und häuften märchenhafte Gewinne an.

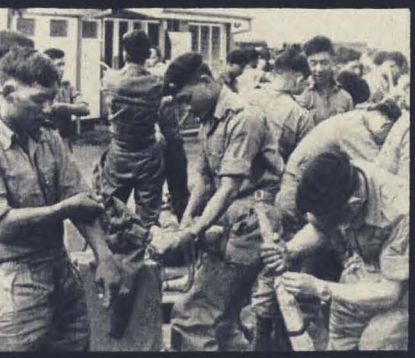
Verbote der chinesischen Regierung blieben wirkungslos. Nach einer Schätzung aus dem Jahre 1835 gab es in China mehr als zwei Millionen Opiumraucher. Vier Jahre später schickte der chinesische Kaiser einen Sonderbeauftragten nach Kanton, um den Opiumhandel zu unterbinden. Er ließ bei englischen und amerikanischen Kaufleuten 20283 Kisten und mehr als 200 Sack mit dem Rauschgift beschlagnahmen und öffentlich verbrennen.

Als Antwort darauf schickte England seine Kriegsflotte nach China. Der erste Opiumkrieg begann. Er machte China zu einem halbkolonial unterjochten Land. Hongkong wurde ein Jahr später Kronkolonie. Im Ergebnis des zweiten Opiumkrieges wurde die Kolonie um einen Teil der Halbinsel Kowloon (Neun Drachen) erweitert. Schließlich diktierte England 1898 den Chinesen einen Pachtvertrag über die New Territories (Neuen Territorien) auf. Letztere nahmen mit knapp 900 Quadratkilometern den größten Teil der Halbinsel Kowloon ein, zu ihnen gehören auch 235 kleine Inseln. Ohne dieses Gebiet, das fast 90 Prozent der Kronkolonie ausmacht, wäre das heutige Hongkong mit seinen 5,5 Millionen Einwohnern nicht existenzfähig.



Wo einst Lord Palmerston einen „nackten Felsen mit kaum einem Haus" vermutete, bestimmen heute Wolkenkratzer die Silhouette der Hauptstadt Victoria. Neue Hochhausriesen wachsen, mit Bambusstangen eingerüstet, fünfzig und mehr Etagen in die Höhe, vor allem Bankgebäude aus Beton, Stahl, Glas und Chrom. Nach dem zweiten Weltkrieg entwickelte sich Hongkong zu einem bedeutenden kapitalistischen Finanz- und Industriezentrum in Asien. Durch die günstige geographische Lage avancierte die Kronkolonie zu einem Knotenpunkt für viele. Schifffahrtslinien, zum Überholungs- und Reparaturplatz, zur Bunker- und Verpflegungsstation. Rund 12000 Schiffe machen jährlich an den Kais des Naturhafens fest.

Als im Jahre 1949 die Volksrepublik China gegründet wurde, ließen sich viele Kaufleute und Unternehmer – besonders aus Shanghai und Kanton – in dieser britischen Kolonie nieder. Sie begründeten den Aufstieg Hongkongs zum weltgrößten Exporteur von Textilien und Konfektionsartikeln. Bald begannen auch Unternehmen aus den westlichen Industriestaaten, hier zu investieren. Hongkong lockte mit hohem Profit, es garantierte sehr niedrige Löhne und geringe Sozialleistungen, günstige Steuerbedingungen für Konzerne und frei transferierbare Gewinne. In den sechziger Jahren wurde Hongkong zu einem Synonym für

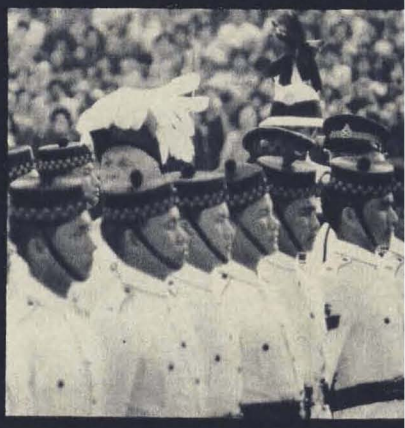


sehr billige Massenwaren. In der Produktion von Spielwaren behauptet es Platz eins in der Welt, neuerdings auch in der Herstellung von Uhren. Seit den siebziger Jahren gibt es einen eindeutigen Trend zu spezialisierten und Qualitätsarbeit erfordernden Erzeugnissen. Einen großen Aufschwung nahm der Präzisionsgerätebau sowie die Elektronik.

Das gegenwärtig dichtbesiedeltste Kolonialgebiet der Erde verfügt über so gut wie keine Rohstoffe. Seine größten Schätze sind Geschick, Fleiß und Können der Bevölkerung, die zu 98 Prozent aus Chinesen besteht. In einer Broschüre der einheimischen Tourist Association steht sehr deutlich: „Von jedem wird erwartet, daß er hart arbeitet. Hongkong ist Nachlässigkeiten gegenüber unnachsichtig, es kann sie sich nicht leisten. Es ist kein Ruhekissen".

Für die arbeitende Bevölkerung auf keinen Fall. Die Lebensbedingungen sind zum Teil katastrophal. Viele Menschen hausen auf Dschunken. Laut Gesetz hat jeder Bewohner Wohnraumanspruch auf 4,5 Quadratmeter. In Arbeiterfamilien sind es im Durchschnitt zwei. Küche und Toilette müssen sich auch in den modernen Wohnhochhäusern mehrere Familien teilen.

Auf Grund der oftmals unerträglichen Lebensbedingungen kam es in Hongkong häufig zu Unruhen, so zum Beispiel zur größten im Jahre 1967. Zur Unterdrückung aller fortschrittlichen Bestrebungen wurde ein gewaltiger Polizeiapparat aufgebaut. Das



Polizeikorps, die Royal Hong Kong Police, hat derzeit eine Stärke von 16 000 Mann, die Auxiliary Police Force halten 7 000 Uniformierte unter Waffen. Im Einsatz sind ebenfalls etwa 1 000 weibliche Polizisten.

Die Hauptaufgabe der Streitkräfte liegt in der Unterstützung der aus Einheimischen bestehenden, aber von britischen Offizieren geführten Polizeikräfte. Bedrohungen durch ausländische Kräfte existieren auch nach Ansicht der britischen Regierung nicht. Deshalb konnten 1976 ei-

nige Einheiten abgezogen werden. Den Befehl über alle englischen Truppen in Hongkong erhielt der Stab der 48. Gurkha-Infanteriebrigade. Diese Brigade besteht aus drei Gurkha-Bataillonen. Insgesamt verfügt Großbritannien noch über fünf Bataillone mit den berühmten Soldaten aus Nepal. Ein Bataillon befindet sich auf Wunsch des dortigen Sultans in Brunei, ein anderes in Großbritannien. Letzteres war auch im Falkland-Konflikt gegen Argentinien eingesetzt. Nach wie vor werden die Gurkhas in Nepal angeworben und dienen dann mindestens fünfzehn Jahre für Großbritannien. Unmittelbar nach der Anwerbung werden alle Gurkhas auf dem Luftweg nach Hongkong gebracht. Ihr Ausbildungsgelände (sieben Monate Grundausbildung) befindet sich in den New Territories.

Neben den reinen Gurkha-Bataillonen gibt es in Hongkong noch ein aus Briten und Nepalesen gemischtes Transportregiment und ein Wachbataillon, Werkstatteinheiten, eine Staffel Heeresflieger (ausgerüstet mit Wessex-Hubschraubern) auf den zivilen Flugplätzen Kai Tak und Sek Kong. Weiterhin werden die Streitkräfte durch sogenannte Teilzeiteinheiten, wie das Royal Hong Kong Regiment, verstärkt. In diesem Regiment gibt es eine Junior-Companie, in der 135 Jugendliche Dienst verrichten. Das Essential Service Corps ist eine paramilitärische Einrichtung in Stärke von 11400 Mann.

Die Kosten für die britischen Truppen einschließlich der Hilfskräfte müssen zu 75 Prozent von den Steuerzahlern der Kronkolonie aufgebracht werden. Die Regierung in London stellt nur 25 Prozent zur Verfügung.

Die Einwohner Hongkongs hoffen, daß die drückenden Steuerlasten ab 1. Juli 1997 geringer werden. Bis dahin müssen die 8000 britischen Soldaten und auch die Gurkhas abziehen. In der Gemeinsamen Erklärung der Volksrepublik China und Großbritanniens heißt es: „Zur Erhaltung der staatlichen Einheit und territorialen Integrität ... wird in Übereinstimmung mit dem Artikel 31 der chinesischen Verfassung das Besondere Verwaltungsgebiet Hongkong eingerichtet. Es untersteht direkt der chinesischen Zentralregierung und wird einen hohen Grad an Autonomie erhalten. Ausgenommen davon sind Außenpolitik und Verteidigung."

Alle Bestimmungen mit kolonialem Charakter werden außer Kraft gesetzt. Ansonsten bleiben die bisherigen Gesetze bestehen. Das kapitalistische System in Hongkong wird aber noch für die nächsten 50 Jahre erhalten bleiben, auch der Status des Freihafens. Die Chinesen werden hinsichtlich des Neben- und Miteinanders von Sozialismus und Kapitalismus in Gesellschaft und Wirtschaft Neuland betreten. Die Ergebnisse des Experimentes zur friedlichen Lösung strittiger internationaler Fragen muß man abwarten. Fest steht aber eines: Am 1. Juli 1997 wird auch in Hongkong der Schlußstrich unter das Kapitel „Kolonialismus", eines der unrühmlichsten in der menschlichen Geschichte, gezogen.

Text: Henry S. Williams
Bild: Archiv

ar war dabei

30 Jahre NVA in zeitgenössischen Ausgaben der „Armeerundschau" (8. Folge)

Kalenderblätter 1971–1975

25. 02. 1971
Die Offiziersschulen der NVA erhalten den Status von Hochschulen.

15.–19. 06. 1971
Der VIII. Parteitag der SED beschließt die Hauptaufgabe in ihrer Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik. Der NVA wird der Auftrag erteilt, „die Staatsgrenzen, das Territorium, den Luftraum und das Küstenvorfeld der DDR sowie die verbündeten sozialistischen Staaten gemeinsam mit der Sowjetarmee und den anderen Bruderarmeen des Warschauer Vertra-

Unsere Soldaten und wir

Da ich keinen Bekannten in der NVA habe, weiß ich nicht so viel über sie. Aber eins weiß ich genau, daß sie für unseren Staat notwendig ist, um uns vor den Angriffen imperialistischer Staaten zu schützen.

Michael Gračner

Ich habe erkannt, daß der Schutz der DDR notwendig ist, und deshalb bin ich bereit, nach meiner Berufsausbildung Soldat auf Zeit zu werden.

Rainer Krüger

Würde sich mein Freund nun als Soldat auf Zeit melden, würde ich ihm dies nicht übelnehmen. Denn man muß ja bedenken, daß die NVA auch Soldaten braucht, welche bereits weiter ausgebildet sind als bei einer Zeit von 18 Monaten.

Ute Manteufel
(Aus Schüleraufsätzen in AR 2/1971)

Beeindruckend wegen seiner hervorragenden Geländegängigkeit und seines hohen Tempos, modern wegen seines Kampfwertes und seiner hohen Feuerkraft, perfekt als Gruppenkampfmittel – so beschrieb die „Armeerundschau" im März 1974 den Schützenpanzer BMP-1, welcher der NVA ab 1971 zunächst für Lehrzwecke zur Verfügung stand und ab 1974 in die Truppe eingeführt wurde. Die als eine der ersten damit ausgerüstete mot. Schützenkompanie Hessel rief zum sozialistischen Wettbewerb „Soldateninitiative 75" auf.

Auf Ehrenposten

Als Ehrenposten vor dem Mahnmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus Unter den Linden repräsentieren wir die NVA und damit unseren Arbeiter-und-Bauern-Staat. Das ist eine hohe Verpflichtung. Wir bemühen uns, sie ehrenvoll zu erfüllen. Wie aber sehen wir die Hauptstädter und ihre zahlreichen Gäste aus nah und fern?

Eine Mutter zeigt auf meine glänzenden Stiefel und sagt ihren Kindern: „Seht mal, so müßt ihr eure Schuhe auch immer putzen."

Eine junge Frau stellt sich dicht vor mich hin und sagt ihrem Kind: „Schau mal, der Soldat darf nicht lachen, nicht weinen, nicht sprechen, sich nicht bewegen, nicht mal grinsen!"

Und da soll man keine Miene verziehen?

Angehörige der US-Armee sehen der Postenablösung zu. Sie stehen genau dort, wo wir zurückmarschieren. Wir sind deshalb nicht verlegen und marschieren gerade drauflos. Die Amis müssen zur Seite springen. Vor Wut spuckt einer dem ersten Genossen auf die Stiefel.

Einige Posten wurden von Amis schon angespuckt und abends mit der Taschenlampe geblendet. Oft beobachteten wir, daß Besucher aus dem Westen solche Szenen filmen. Doch wir lassen uns dadurch nicht beeinflussen.

(Soldat Wolfgang Härtel in AR 1/1972)

Drei von 21 ...

... Fragen aus einem Leserinterview mit dem Minister für Nationale Verteidigung, Armeegeneral Heinz Hoffmann:

Ist Kritik in der Armee erlaubt?

Wir haben in unseren Dienstvorschriften verankert, daß die Meinung des Soldaten gehört werden muß. In seinem Kampfkollektiv hat der Soldat das Recht, ja sogar die Pflicht. seine Meinung zu sagen. Aber nicht gegen Befehle. Das geht nicht. Ich kann darüber diskutieren, wie sich Befehle besser, effektiver durchführen lassen. Ich kann auch in der Partei- oder FDJ-Versammlung sagen, der Befehl hätte besser, konkreter, durchdachter sein können. Aber zunächst muß ich den Befehl ausführen. Anders kann es nicht sein, sonst wird jedes Gefecht, jede Schlacht verloren. Wenn ich eine Befehlsdiskussion zulasse, gefährde ich das Leben vieler Menschen. Also, Kritik ja – in der Parteiorganisation, in der FDJ, auch gegenüber dem Kommandeur und auch gegenüber dem Minister. Aber Befehle müssen ausgeführt werden. Da gibt es keinen Abstrich.

Medaille „Verdienter Militärflieger der DDR", gestiftet am 1. August 1974

Was halten Sie von Beat?

Ich halte von allem viel, was den Menschen Freude macht. Dazu gehört auch die moderne Tanzmusik. Warum also soll sich die Jugend nicht auch an Beat erfreuen? Entscheidend ist doch, daß die jungen Menschen, unsere Armeeangehörigen gut arbeiten und ihre Pflichten erfüllen. Und um gut zu arbeiten, gehört es dazu, daß wir unser Land, unser Volk, unsere Errungenschaften, unser Leben, unser Glück gemeinsam zuverlässig zu schützen".

24. 06. 1971
Die Volkskammer wählt Erich Honecker zum Vorsitzenden des Nationalen Verteidigungsrates der DDR.

24. 03. 1972
In Dresden wird das Armeemuseum der DDR mit einer Ausstellungsfläche von 7000 m² eröffnet.

04.–16. 09. 1972
Am Manöver „Schild 72" in der ČSSR nehmen von der NVA eine Panzerdivision sowie Truppenteile einer mot.Schützendivision teil.

06. 11. 1972
In Leipzig wird die XV. Zentrale Messe der Meister von morgen eröffnet, auf der auch 56 Exponate von Neuerern der NVA ausgestellt sind.

01. 12. 1972
Mit der Bildung des Kommandos der Landstreitkräfte wird die Führungsstruktur der NVA weiter vervollkommnet.

02. 04. 1973
60 Flugzeugführer, Techniker und Mechaniker der Sowjetarmee, der Polnischen und Tschechoslowakischen Volksarmee sowie der NVA starten zu einem Freundschaftsflug auf der Route Berlin–Prag–Warschau.

12. 10. 1973
Mit der neuen Dienstlaufbahnordnung werden der Dienstgrad Fähnrich und das

Dienstverhältnis Offizier auf Zeit eingeführt.

04.–13. 09. 1974
Schiffe und Boote der Volksmarine sind an der Kommandostabsübung „Wal-74" der verbündeten sozialistischen Ostseeflotten beteiligt.

07. 10. 1974
Bei der Ehrenparade der NVA zum 25. Jahrestag der DDR fahren erstmals Schützenpanzer BMP über die Karl-Marx-Allee in Berlin.

12. 10. 1975
Die ersten Absolventen der Militärpolitischen Hochschule „Wilhelm Pieck" erhalten das Diplom eines Gesellschaftswissenschaftlers.

●●●●●●●

Übrigens

... gehören im Frühjahr 1971 fast alle Offiziere, 30 % der Unteroffiziere und jeder zehnte Soldat der Partei der Arbeiterklasse an.
... beginnt die „Armeerundschau" im Heft 1/1971 mit der regelmäßigen Veröffentlichung des AR-Technik-Porträts, woraus 1975 die AR-Waffensammlung hervorgeht.
... erkämpfen die an den XX. Olympischen Sommerspielen 1972 in München (BRD) teilnehmenden Armeesportler elf Medaillen für die DDR.
... wird Oberfeldwebel Roland Gerber am 23. Dezember 1973 auf einen Schlag dreifacher

Ehrenparade der NVA zum 25. Jahrestag der DDR

muß man auch einmal lustig und ausgelassen sein können.

Ist es schwer, Kommunist zu sein?

Ich meine, es ist nicht schwer. Man muß ein richtiger Mensch sein, mit allen guten und schlechten Seiten eines Menschen. Wir Kommunisten sind doch keine Idealmenschen, und wir wollen auch nichts Besonderes sein. Wir wollen nur besonders sein, indem wir besser arbeiten, ganz bewußt die Welt verändern und auf Arbeiterart umkrempeln. Sonst wollen wir genau solche Menschen sein wie alle anderen auch – die lachen können und weinen.

(AR 7/1972)

Thomas trainierte neue Takte

Die Gruppe Thomas Natschinski hat ihren „Chef" wieder, mit kurzem Haar, 18 Monaten Armee-Erfahrung und neuem Elan. Er war zuletzt Richtschütze auf einem SPW. Alle Schießübungen erfüllte die Besatzung mit der Note 1. „Jetzt, da die Zeit vorbei ist", sagt Thomas, „möchte ich die Erlebnisse als Soldat nicht missen. Ich habe wertvolle Menschen kennengelernt, ihr Denken und ihr Handeln. Vor allem ist mir klar geworden, daß beide, Soldat und Künstler, einen politisch richtigen Standpunkt haben müssen. Ohnedem sind ihre Waffen stumpf."

(AR 5/1973)

Ein Flieger, der aus der Erde kam

Mit 19 ging er zur Wismut und arbeitete vier Jahre als Bergarbeiter unter Tage. Während dieser Zeit wurde Eberhard Wolf schon flügge: Er brachte es fertig, an einem Tag viele Meter sowohl unter als auch über der Erde zu sein, denn nach Schichtende radelte er zum nahegelegenen GST-Flugplatz, wo er mit Segelflugzeugen aufstieg. Hier begann die fliegerische Laufbahn von Oberstleutnant Wolf, der als einer der ersten aus unseren Luftstreitkräften/Luftverteidigung als „Verdienter Militärflieger der DDR" ausgezeichnet wurde.

Ich frage ihn, was das wichtigste beim Fliegen sei. Er schaut in eine Ecke des Zimmers, als würde dort die Antwort stehen, und sagt dann: „Disziplin." Die Disziplin erstreckt sich auch auf den privaten Bereich:

„Schild 72", das unter Beteiligung von Truppen aus der VRP, UdSSR, ČSSR und DDR auf tschechoslowakischem Territorium stattfand, war Anfang der 70er Jahre das größte Manöver, bei dem sich Soldaten der NVA bewährten. Gleichermaßen taten sie das auch bei „Herbststurm 71", „Baltika 72" sowie „Sewer 73".

diszipliniert schlafen, diszipliniert essen, ja sogar Feste müssen mitunter verhalten und diszipliniert gefeiert werden.

Ich möchte gern wissen, ob er – vor die Wahl gestellt – noch einmal Offizier werden würde. Die Antwort kam MiG-schnell: „Ja, wenn dieser Beruf auch sehr viel fordert. Doch vielleicht gerade deswegen."

(AR 3/1975)

Begegnung in Riga

Matrosen von der „Wittstock" fuhren mit der Straßenbahn. Vor ihnen saß ein älterer Mann. Es war ihm richtig anzumerken, wie er mühsam nach Worten suchte: nach deutschen. Dann endlich hatte er sie beisammen und sagte, er freue sich, in Riga Matrosen der Volksmarine zu treffen. Schon wechselten ein Abzeichen vom 30. Jahrestag des Sieges und ein Militärsportabzeichen die Besitzer.

Danach nahm der sowjetische Genosse eine Rose aus der Tasche. Hatte er sie für die Frau, für die Tochter gekauft? Jedenfalls, er gab sie unseren Matrosen. Dabei sagte er: „Nehmt die Blume mit – für eure Genossen auf dem Schiff!" Als sich unsere Seeleute von ihm verabschiedeten, drückte er dem Stabsmatrosen Timplan noch ein Buch in die Hand: 1. Band der „Geschichte des zweiten Weltkrieges". Und er bemerkte dazu: Sie, die Jungen, die zu ihrem Glück den Krieg nicht mehr erlebt haben, sollten diese Zeit der Bewährung für die Älteren nicht vergessen ...

(AR 11/1975)

Bild:
Gebauer (1), Jeromin (1), ZB (1)

Die Zuführung von Hubschraubern des Typs Mi-8 ermöglichte Anfang der 70er Jahre die Aufstellung der ersten Kampfhubschraubereinheiten.

Vater, so daß Jacqueline, Jeanette und René Gerber die ersten Drillinge in der Familie eines NVA-Angehörigen sind.

... erhöht sich der Wehrsold ab 1. Januar 1974 für Soldaten von 80 auf 120 Mark und für Gefreite von 90 auf 150 Mark im Monat.

... erscheint im Heft 1/1974 der „Armeerundschau" die erste Folge der AR-Bildkunst.

... entstehen bis 1974 neben der schon 1969 gebildeten Technischen Unteroffiziersschule „Erich Habersaath" sechs weitere Unteroffiziersschulen, davon vier in den Landstreitkräften und je eine der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung sowie der Volksmarine.

... wird der tägliche Verpflegungssatz für die Grundnorm ab 1. Januar 1974 auf 4,50 Mark angehoben.

... sind Soldaten der NVA ab Anfang 1974 am Bau des Palastes der Republik am Berliner Marx-Engels-Platz beteiligt.

... beziehen im Sommer 1975 je zwei mot. Schützenkompanien der NVA und der Polnischen Armee gemeinsame Feldlager, in denen sie zusammen Gefechtsausbildung durchführen und Erfahrungen austauschen.

... erscheint die „Armeerundschau" ab Januar 1975 statt mit bisher 96 mit 100 Seiten im Monat und bringt in jedem Heft einen Poster.

Rangerbarett

Feiern können manchmal ganz schön viel aussagen. Vor allem, wenn es sich um offizielle handelt. Beispielsweise jene im November 1982. Da feierte die „Grenzschutzgruppe 9" (GSG 9) ihren 10. Jahrestag. Bundesinnenminister Zimmermann, dessen Ministerium die GSG 9 wie der gesamte Bundesgrenzschutz (BGS) unterstellt ist, ließ es sich nicht nehmen, seine Spezialtruppe zu besuchen – und in den höchsten Tönen zu loben. Bekam er doch einschlägige Rangertechniken aus erster Hand vorgeführt. „Von waffenlosen Kampftechniken, über Schießen, Eindringen in Gebäude bis zum ‚Aussteigen' aus dem Hubschrauber wurde dem Dienstherrn der GSG 9 eine überzeugende Palette aus dem erstklassigen Ausbildungsprogramm der Einheit geboten", vermerkte die BRD-Rüstungszeitschrift „Wehrtechnik". Zimmermann selbst: „Super, meine Herren, ausgezeichnet!" Überhaupt. Was war an diesem Tag nicht alles „super" und „ausgezeichnet".

Sonst wurde über diese 180 Mann starke Truppe, die „nur" Terroristen bekämpfen, Geiseln befreien und den Bürger schützen soll, doch immer peinlich genau der Mantel des Schweigens gedeckt? Und plötzlich dieser Aufwand, diese öffentliche Zurschaustellung? Hat es vielleicht doch mehr auf sich mit der GSG 9, als der Öffentlichkeit immer weisgemacht wird? Es wäre ja nicht das erste Mal, daß die Herrschenden in der BRD sich soviel „Freiheit" herausnehmen, bewußt die Wahrheit zu entstellen und ein lügenhaftes Bild zu zeichnen.

Blenden wir zurück, um ein vollständiges, ein richtiges GSG-9-Bild zu erhalten. 1972 fanden einflußreiche rechtsstehende Politiker in der BRD durch den terroristi-

und Januskopf

schen Überfall nationalistischer Fanatiker auf die israelische Olympiamannschaft (1972 fanden in München die XX. Olympischen Sommerspiele statt) einen willkommenen Anlaß, um endlich eine schon lang erhobene Forderung durchzudrücken: Aufbau einer Spezialtruppe, wie sie bereits in Israel, in den USA und in Großbritannien existierte. Schon im Oktober des gleichen Jahres gab der BRD-Bundestag grünes Licht dazu. Es entstand die sogenannte Grenzschutzgruppe 9.

Offiziell sollte sie als „Spezialeinheit des Bundes zum Einsatz bei akuten terroristischen Anschlägen" fungieren. Ihr erster „heißer Einsatz" war auch eine Geiselbefreiung. Allerdings – und das ist das Interessante – auf fremdem Hoheitsgebiet! Im Oktober 1977 griffen GSG-9-Angehörige bei einer Geiselbefreiung auf dem Flugplatz der somalischen Hauptstadt Mogadischu ein. Eine „exzellent ausgeführte, humanitäre Hilfsaktion", so jubelten damals BRD-Medien. Alles bestens? So sollte es erscheinen, jedoch in Wirklichkeit ...

Schein und Sein der „Antiterror-Truppe"

Der BRD-Publizist Tophoven bezeichnet sich als intimer Kenner der GSG 9. Vielleicht gerade deswegen riß er den humanitären Hilfe-Schleier vom Mogadischu-Erfolgs-Lorbeerkranz herunter: „In Mogadischu handelt es sich ... nicht nur um ein reines ‚Nachspielen' israelischer Kommandotaktiken, denn jeder Fall ist anders und erfordert speziell auf ihn zugeschnittene Einsatztechniken. Dennoch wurden in Mogadischu Parallelen zum israelischen Modell deutlich. Israelisches Modell – das bedeutet blitzschnelles Eindringen in das Angriffsobjekt."

Nanu? Plötzlich entpuppt sich diese Aktion. Und ist gar nicht mehr

so humanitär. Vielmehr ist sie ein unter realen Bedingungen abgelaufenes, stabsmäßig organisiertes Kommandounternehmen nach israelischem Muster.

Damit kommt auch ein Stückchen des wahren GSG-9-Bildes zum Vorschein. Faktisch der Januskopf unter dem grünen Barett. Wie der römische Gott des Beginns und des Endes einen zweigesichtigen Kopf hat, so besitzt auch die GSG 9 zwei Gesichter. Das verschlagen-freundliche der „Antiterror-Truppe" für die Öffentlichkeit und das grimmig-verzerrte einer Kommandotruppe hinter den Kulissen. GSG 9, das ist eine speziell ausgebildete und ausgerüstete Spezialeinheit, die im gesamten Spektrum des subversiven Kampfes eingesetzt werden kann, und zwar sowohl im grenznahen Bereich als auch in fremden Ländern. Darauf ist alles ausgerichtet.

Und über allem das grüne Barett, das bereits ein halbes Jahr nach Gründung der GSG 9 eingeführt wurde. Besonders hat sich dafür der erste Kommandeur dieser janusköpfigen Truppe, der Oberstleutnant im BGS Wegener, eingesetzt. Als Absolvent der FBI-Akademie in Quantico (USA), Sohn eines Wehrmachtsoffiziers und Träger einer hohen Auszeichnung der Israelis wußte er schon warum. Vorbild sind die Special Forces der USA-Streitkräfte, die diese grüne Kappe bereits 1952 gewählt hatten. Und die sie durch ihre brutale Kampfesweise gegen Freiheitskämpfer in vielen Ländern zu einem Symbol imperialistischer Terroraktionen gemacht haben. So ist es mehr als charakteristisch, daß die angebliche Antiterror-Truppe der BRD das grüne Barett der Terror-Truppe der USA als „Symbol" trägt.

Ganz bewußt! Denn ein Grund, „diese Kopfbedeckung als Charakteristikum der GSG-9-Beamten einzuführen, lag in der motivierenden Kraft und stimulierenden Bedeutung, die erwiesenermaßen von derartigen äußeren Zeichen auf ihre Träger überzugehen pflegt". So GSG-9-Intimus Tophoven. Doch nicht nur das Kleidungsstück wurde von den USA-Killerspezialisten übernommen. Natürlich auch entsprechende Angriffsmethoden, wie wir noch sehen werden. Die „Erfahrungen" der Israelis fehlen auch nicht im Angriffsrepertoire, wie Wegener ganz offen zugibt: „Was die Israelis uns in der Anfangsphase an praktischen Tips und theoretischen Erfahrungen vermittelt haben, werde ich nicht vergessen." Für den Schutz der Bürger?

Liegestütze über dem offenen Klappmesser

„Alles ist bei uns auf den Ernstfall (sprich Aggressionsfall – d. V.) hin programmiert. Jeder muß seinem Auftrag gerecht werden. Da darf es beim einzelnen Mann keine Schwachstelle geben. Physis und Psyche müssen stimmen", verkündete Wegener. Mittlerweile ist er General und aufgestiegen in der BGS-Hierarchie. Sein Nachfolger Oberst Dee beruft sich – so BRD-Medien – in seinem „Preußentum" gern auf den „Korpsgeist" der harten Elite-Mannen mit dem Rangerbarett.

Überfallartige Angriffe vom Hubschrauber aus – eine Spezialität der GSG-9-Leute

Welcher Geist grün behütet wird, brachte vor einiger Zeit die BRD-Illustrierte „stern" in Erfahrung: Die GSG-9-Leute, die brennend auf „heiße Einsätze" warten würden, „spielen Hinrichtung". Sozusagen als Überbrückung, bis der Einsatzbefehl kommt, damit sie dann als Diversanten echte Exekutionen an Bürgern sozialistischer Staaten durchführen können ...

Und nach Dienstschluß, so der „stern", flippten einige aus: „Zum Beispiel bei sogenannten Einheitsfeiern. Die wurden früher in Kneipen abgehalten, später in der GSG-9-Kaserne in Hangelar bei Bonn. Grund: Es wurde stets, so ein GSG-9-Mann zum ‚stern', ‚gesoffen bis zum Umfallen'. Und da fiel es schon auf, wenn sich jemand ‚daneben benahm und auf dem Tisch zum Striptease ansetzte'. Im eigenen Kasino hingegen konnten auch unbesorgt ‚Liegestütze über dem offenen Klappmesser gemacht werden'."

Wie hatte doch Wegener seinerzeit erklärt? „Physis und Psyche müssen stimmen." Sie tun es offensichtlich nach der achtmonatigen Spezialausbildung. Verständlich, werden doch nur „geeignete BGS-Beamte" in die GSG-9-Reihen aufgenommen. Nach mindestens zweieinhalbjährigem Dienst, damit die antikommunistische Gesinnung von vornherein stimmt. Die Auswahl ist hart. Nach einem dreitägigen Kontrollverfahren (50 Prozent Ausfall), einer folgenden speziellen Eignungsüberprüfung (wieder 50 Prozent Ausfall) und einer achtmonatigen Spezialausbildung (nochmals 15 Prozent Ausfall) verfügen die

Unter dem Vorwand der „Terroristen-Bekämpfung" wird brutales Vorgehen geprobt

GSG-9-Leute über den erforderlichen „Korpsgeist". Sie sind dann skrupellose, hart ausgebildete Spezialisten, bereit, alle Befehle bedingungslos auszuführen. Dafür sorgt schon eine Methode: Bei Disziplinverstößen oder selbst bei „Ungenauigkeiten bei der Durchführung von Weisungen" werden keine sonst üblichen Disziplinarmaßnahmen ergriffen, sondern der Betroffene wird sofort rausgeschmissen. Ranger-Anwärter gibt's ja genug.

Diejenigen, die durchgehalten haben, wissen, was harte Ausbildung heißt. „Und wenn der frisch in die Einheit eingetretene Grenzschutzbeamte ‚aus dem letzten Glied' seinem angreifenden Einheitsführer", so eine BRD-Publikation „die harte Kante eines Tisches in den Magen rammt, so zählt dies zum Alltag in der Karatehalle des Spezialverbandes."

Zum Alltag zählt auch die bis ins letzte Detail perfektionierte Schießausbildung. Im Durchschnitt üben die Einheiten auf Truppenübungsplätzen an drei halben Tagen sowie in der Nacht. Hinzu kommt noch ein umfangreiches Programm im sogenannten Reaktions- und Situationsschießen. Extra dafür ist eine 12-Millionen-DM-Raumschießanlage gebaut worden. Neben dem üblichen Schießtraining auf 25-m-Bahnen soll sie „mittels einer dreibahnigen Großbildwand und entsprechenden Spezialprojektoren auch Sonderübungen im Reaktions- und Situationsschießen ermöglichen, wobei für letzteres die Diaserien entsprechend dem Ausbildungsstand selbst erstellt werden können". Und was heißt das? Die GSG-9-Ausbilder können beliebige „Feindbilder" auswählen, die dann von den GSG-9-Leuten sofort nach deren Erkennen ohne Anruf „zu erschießen" sind. Dabei werden nur die Treffer gezählt, die der Schütze – er steht mit dem Rücken zum Ziel und muß sich schnell umdrehen – innerhalb einer Sekunde schafft.

Apropos Feindbild. Das der GSG 9 ist sonnenklar. Denn das hat Tophoven herausgefunden: „In der Waffenkammer der GSG 9 befinden sich u.a. verschiedene Versionen des sowjetischen Sturmkarabiners ‚Kalaschnikow AK 47' ... Jeder Mann der GSG 9 wird in der Handhabung und im scharfen Schuß an dieser Waffe ausgebildet." Es könne ja passieren, so teilt Tophoven offenherzig mit, daß der GSG-9-Mann „in einer besonderen Lage dem Gegner möglicherweise die Waffe im Nahkampf entwinden muß, um sich dann mit dieser Waffe zu behaupten".

Nimmt man dazu noch den Fakt, daß beim taktischen Hubschraubereinsatz „das gezielte Training von Angriffslandungen mit Helikoptern im Vordergrund (steht), um den Spezialeinsatztrupps im Ernstfall ein schnelles Eingreifen aus der Luft zu gewährleisten", dann rundet sich das wahre GSG-9-Bild. Dann wird sie richtig sichtbar – die grimmig-verzerrte Seite des Januskopfes. Vollständig wird das Bild durch folgende Aussagen aus BRD-Publikationen: „US-Experten gaben nach Aufstellung dieser Spezialeinheit wertvolle Hinweise für die Abseiltechnik bei der Landung von Kampfgruppen aus der Luft. Amerikanische Erfahrungen aus Vietnam (!) wurden dabei weitergegeben und in die Übungen der GSG 9 eingeflochten." Und: Eine spezielle Überfallart in den „Einsatzkonzeptionen für den Sturm" wird in der BGS-Zeitschrift als „Präventiveinsatz" bezeichnet. Vorbeugender Angriff also? Aggression!

Eine „neue" Forderung und ihr „alter" Hintergrund

In ihrer 1985er Mai/Juni-Ausgabe kam die für die Offiziere und Unteroffiziere der Bundeswehr bestimmte BRD-Ausbildungszeitschrift „Kampftruppen", mit einer „neuen" Forderung heraus: „Der ‚Rogers-Plan' und die Notwendigkeit, mit einem ‚deep strike' (tiefem Schlag – d.V.) dort nachhaltige Erfolge zu erzielen, wo der potentielle Gegner am verwundbarsten ist, haben die Militärs veranlaßt, sich wieder mit dem Einsatz eigener Kräfte im Rücken des Feindes zu beschäftigen ... Der nadelstichartige Jagdkampf gegen Führer, Gefechtsstände, Kampfunterstützungs- und logistische Einrichtungen des Gegners ... wirken sich unmittelbar und mittelbar aus und stehen damit im operativen Zusammenhang mit der Gefechtsführung. Die Bundeswehr braucht eine Kommandotruppe!"

Gut gebrüllt Löwe, lautet ein Sprichwort. Die Bundeswehr *braucht* eine Kommandotruppe? Sie *hat* mit der GSG 9 bereits seit langem eine! Zimmermann wußte seinerzeit schon, warum er die 180-Mann-„Antiterror-Truppe" lobte ...

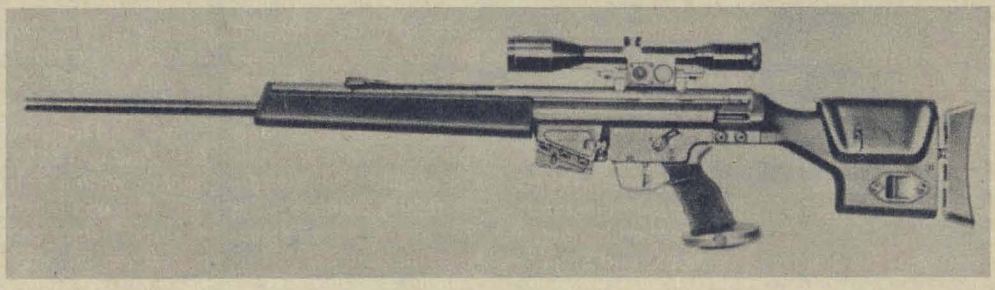
Text: Rainer Ruthe
Bild: Archiv

Bugsierboot BMK 130 M (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	3650 kg
Länge	7850 mm
Breite	2100 mm
Höhe	1700 mm
Tiefgang	615 mm
Motor	JAZ-204
Leistung	88,3 kW
Fahrgeschwindigkeit	
leer	21 km/h
mit Last	8 km/h
Zugkraft	
Vorwärtsfahrt	14,2 kN
Rückwärtsfahrt	7,8 kN
Bedienung	1 Mann

Das Bugsierboot wird zum Schleppen und Drücken von Lasten beim Brücken- oder Fährenbau aus dem Park PMP verwendet. Außerdem kann es für Rettungs-, Sicherungs- und Aufklärungsaufgaben eingesetzt werden. Am Bootskörper befinden sich beidseitig drehbar gelagerte Federbeine mit einfach bereiften Rädern für den Landtransport. Bei Wasserfahrt sind diese nach oben einklappbar.



Scharfschützengewehr PSG 1 (BRD)

Taktisch-technische Daten:

Kaliber	7,62 mm × 51
Gesamtmasse	8100 g
Gesamtlänge	1208 mm
Höhe mit Zielfernrohr	258 mm
Rohrlänge	650 mm
Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses	800 m/s

Das von der Waffenfirma Heckler & Koch hergestellte Scharfschützengewehr PSG 1 ist ein Rückstoßlader mit beweglich abgestütztem Rollenverschluß. Das Gewehr gehört zur Ausrüstung der Spezialeinheit GSG 9 des Bundesgrenzschutzes. Für den Einsatz in der Dämmerung und nachts kann an Stelle des Zielfernrohres 6 × 42 ein Infrarot-Nachtzielgerät montiert werden. Hierbei handelt es sich um einen 2600 g schweren Infrarot-Bildwandler.

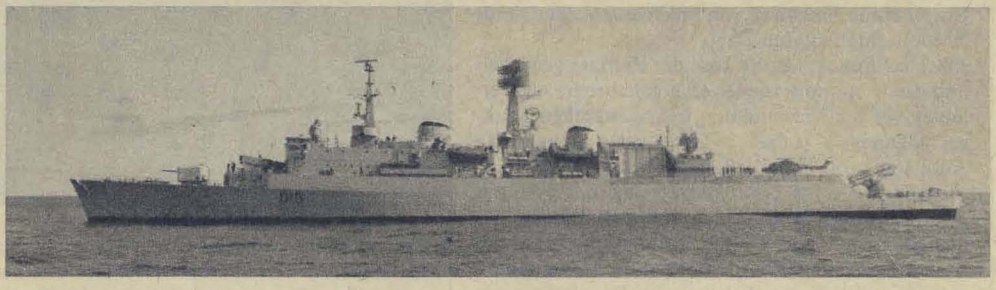
Lastkraftwagen 5t(4 × 2) Magirus 168 M 11 FL (BRD)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	6200 kg
Nutzmasse	5000 kg
Länge	7020 mm
Breite	2490 mm
Höhe	3180 mm
Bodenfreiheit	240 mm
Wendekreisdurchmesser	15 m

Motor Direkteinspritz-Dieselmotor Deutz BF 6 L 913
Hubraum 6128 cm³
Leistung 124 kW bei 2600 U/min
Höchstgeschwindigkeit 85,5 km/h
Fahrbereich 500 km

Insgesamt 7000 Transportlastkraftwagen dieses Typs lieferte die Firma Magirus-Deutz seit August 1980 an die Bundeswehr. Sie werden überwiegend zum Mannschafts- und Materialtransport verwendet. Der Motor befindet sich unter dem Fahrerhaus, und der Antrieb erfolgt auf die Hinterräder.



Zerstörer „Glamorgan" (Großbritannien)

Taktisch-technische Daten:

Höchstverdrängung	6200 ts
Länge	159 m
Breite	16,5 m
Tiefgang	6,1 m
Antrieb	2 Babcock-Dampfturbinen und/oder 4 Metrovik-Gasturbinen
Leistung	22060 plus 22060 kW

Bewaffnung
4 Seezielraketen MM38
2 Zwillingsstarter für Fla-Raketen Seaslug II
8 Fla-Raketen Seacat in Vierfachstartern
2 Zwillingsgeschütze 114 mm
2 Geschütze 20 mm
1 Hubschrauber Wessex
Fahrstrecke 3500 sm
Höchstgeschwindigkeit 32,5 kn
Besatzung 470 Mann

Der Stapellauf dieses Zerstörers erfolgte am 9. 7. 1964 zusammen mit dem des Schwesternschiffes „Fife". Außerdem wurden bis 1970 noch drei weitere Zerstörer der County-Klasse gebaut und der britischen Marine zugeführt, die „London", die „Antrim" und die „Norfolk".

Reggae, Härtetest und Lieder

So strahlen Soldaten fünf Minuten nach ihrer Beförderung! Vorfristig, hieß es im Befehl, und in Würdigung ihrer Leistungen während des zu Ende gehenden Ausbildungsjahres wurden die Genossen des NVA-Singeklubs „Thomas Müntzer" zu Gefreiten befördert, aus Anlaß des 36. Republikgeburtstages. Ausgenommen der linke Flügelmann, Matthias Keppler, der Bassist. Er brachte die silbernen Balken schon mit zu seinem Reservistendienst.

Als wir die „Müntzers" besuchten, waren ihre Schulterklappen noch schmucklos. Einzig Schweißtropfen, vergossen bei der Abschlußüberprüfung Schutzausbildung, mögen auf ihnen geglitzert haben. Gut haben sie abgeschlossen. Martin Hempel beispielsweise (ganz rechts) erkämpfte eine blanke Eins; Holger Hanschmann (2. von links) und Volker Arndt (Mitte) erhielten eine Zwei.

Am Nachmittag, als die Last der Prüfung gewichen und die Stimmung wieder eine gehobenere war, erlebten wir die Verwandlung frischgewaschener junger Männer in rußgeschwärzte, gestrüppumrankte Aufklärer. Ihr Kompaniechef, Hauptmann Gärtner, duldete keine Nachlässigkeit bei der persönlichen Tarnung des Genossen Hempel, drängte Genossen Arndt auf Tempo beim Einnorden des Richtkreises, forderte von Genossen Hanschmann mehr Reaktionsschnelligkeit beim Trainieren eines Postenüberfalls. Ausbildungsalltag, Soldatenalltag, auch für diese Genossen, die alle nur „die Sänger" nennen.

Sänger sind Martin, Holger, Volker und der Leiter des Singeklubs, Tobias Wiechert, seit ihrem neunten Lebensjahr. Sie waren Thomaner. Bis zu ihrem Ehrendienst gehörten sie dem weltberühmten Chor zu Leipzig an. Keiner von ihnen wüßte mehr zu sagen, wieviele Konzerte in Moskau, Tokio und andernorts, wieviele Schallplatten- und Rundfunkproduktionen sie mit bestritten haben. Ihre Stimmen erklangen in Konzertsälen und Kathedralen, vor dem begeisterten Musikpublikum vieler Länder. Hohe Gesangskultur und reiches musiktheoretisches Wissen sind ihre unverlierbaren Schätze aus der Thomaner-Zeit. Sie war geprägt von der Erarbeitung eines riesigen Repertoires an kirchenmusikalischen und anderen Chorwerken, von der strapazenreichen Konzertarbeit und von ihrem Bemühen, sehr gut die Abiturprüfungen zu bestehen. Das ist geschafft – sie werden studieren, doch kein einziger von ihnen Musik! Nach dem Studium wird Volker Diplom-Ingenieur für Elektronik, Tobias Veterinärmediziner, werden Martin und Holger Ärzte sein. Die Studienpläne sind ihnen sicher, ihr Weg ist klar – jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seiner Leistung; das ist Politik hierzulande, so hat es die Partei der Arbeiterklasse beschlossen.

Doch noch ist dies Zukunftsmusik für die Aufklärer. Noch sind sie Soldaten, haben sich Herausforderungen zu stellen wie nirgends und niemals sonst. Wir sitzen in ihrem winzigen Probenstübchen. Tee

AR besuchte den Singeklub der NVA „Thomas Müntzer“ im Truppenteil „Otto Schlag“

dampft in Gläsern. Der Aschenbecher füllt sich. Wir sind ins Reden gekommen miteinander. Ich frage sie, deren Erlebniswelt bis vor kurzem noch von der strengen Disziplin der Chorarbeit und des Internatslebens, von der Musik Bachs, Händels, Telemanns erfüllt war: Wie verstehen sie ihr Soldatsein?

Volker, der Elektronik-Enthusiast: „Vor vier, fünf Jahren noch wäre es für mich undenkbar gewesen, daß ich eine Waffe in die Hand nehme, ja, mich sogar anstrenge, auch mal eine Eins zu schaffen beim Schießen. Aber mit dem Erwachsenwerden begreift man auch die Zeit, in der man lebt. Und die ist durch die Kriegsgefahr so angeheizt, daß wir alle in der Lage sein müssen, uns zu wehren. Ich werde mich nicht abknallen lassen! Und wenn es einmal nötig sein sollte – ich bin bereit. Ich nehme die Waffe und kämpfe.“

Der besonnene Holger: „Ich sag es offen – gerne bin ich nicht Soldat. Ich hielte es auch für unnormal, wenn einer gern schießt, gern durch den Dreck kriecht, gern unter der Schutzmaske keucht. Trotzdem bin ich so gut Soldat, wie ich eben kann. Ich diene in einer Verteidigungsarmee. Mir ist klar, niemand hier will einen Krieg. Meine Überzeugung ist: Unsere Aufgabe kann nur sein, mitzuhelfen, einen Krieg zu verhindern. Dafür muß jeder geben, was er kann. Und das tue ich.“

Tobias, der umsichtige Leiter: „Vor kurzem haben meine Frau und ich Zwillinge bekommen, Töchterchen. Ich bin jetzt Soldat, kann mich um nichts kümmern. Und doch wurde uns ein Vierteljahr nach der Geburt der Kinder eine schöne Dreiraumwohnung zugewiesen. Wir empfinden das alles schon als selbstverständlich, diese Sicherheit, dieses Planbare, Geordnete. Ich will, daß das bleibt, daß meine Kin-

der ungefährdet aufwachsen und ihre Talente und Fähigkeiten ebenso entfalten können wie ich, ihr Vater. Ich will das auch verteidigen. Das kann ich nicht anderen überlassen, da bin ich selbst aufgerufen. Ob Christ oder Kommunist – wenn es um den Frieden geht, stehen wir in einer Reihe. Soldat zu sein, getrennt zu sein von den Kleinen und meiner Frau, mich abschinden zu müssen – es gibt Ange-

Aufklärer Volker Arndt tarnt sich

nehmeres. Aber das ist und bleibt nötig, und da schont sich doch keiner."

Am Tisch auch Friedemann Zhorel, sieben Jahre älter als die zwanzigjährigen Sänger, Berufsmusiker und während seines Wehrdienstes als Gitarrist Mitglied des Singeklubs: „Holger hat recht, wir müssen den Krieg verhindern helfen. Wir müssen ihn besiegen, bevor er überhaupt ausbrechen kann, durch unser Starksein, unser Gewappnetsein. Wir – das ist jeder Einzelne. Es scheint wenig, was der Einzelne tun kann. Aber es gibt ein Sprichwort: Viele Wenig ergeben ein Viel."

Wir tauschen unsere Gedanken aus, bis unweigerlich die Nachtruhe uns vorläufigen Abschied nehmen läßt. Nacht-Ruhe. Eine ruhige Nacht. Eine Nacht im Frieden, bewacht, beschützt.

Am nächsten Morgen ist Probe angesagt. Zum Einsingen stimmen die vier Genossen das weich fließende Madrigal „Herzlieb" an. Ein Ohrenschmaus, dieser mehrstimmige à-capella-Gesang! Ganz anders das rhythmisch betonte „Down by the river side", mit dem sie sich locker machen, um darauf eine eigene Schöpfung vorzutragen, das heiter-ironische Soldatenlied „Sollte das jetzt üblich sein" mit dem eigens für sie geschriebenen Text von Oberstleutnant Peter Knobloch. Jetzt fühlen sie sich eingestimmt genug, eines ihrer Lieblingslieder zu singen: „Das ist der einfache Friede", dieses schöne Lied mit dem schlichten Text von Gisela Steineckert. Nicht weniger lieb ist ihnen das russisch einstudierte Soldatenlied „Dubinuschka". Mag sein, ihr Herz hängt am meisten am „Markenzeichen" des Singeklubs, dem Müntzer-Lied. Sie haben es im Reggae-Stil völlig neu arrangiert. „Also dann/ kühn voran/ stehen wir wie Müntzer unsern Mann" – frisch tönt nun die bekannte Weise, mitreißend; sie verschafft sich gewiß Eingang selbst in disco-betäubte Ohren. Genau das ist es, was die vier Sänger und die beiden Instrumentalisten wollen: die Verbindung musikalischer Gediegenheit mit Formen, die den Hörwünschen besonders junger Menschen entgegenkommen. Darum haben sie Stilelemente des Reggae, der Samba, des Tango gar in ihr Repertoire aufgenommen.

Aufklärer sind Auge und Ohr des Kommandeurs – Soldat Holger Hanschmann beobachtet

Mit guten Schießergebnissen kann Soldat Martin Hempel aufwarten

Der Singeklub probt. Auch an oft gesungenen Liedern wird wieder und wieder gearbeitet

Martins Spiel auf der Querflöte ist eine schöne Bereicherung für das Programm der „Müntzers"

In Major Fischer, einem den Künsten wohlgesinnten Offizier mit dem sowjetischen Akademie-Abzeichen an der Bluse, wissen die „Müntzers" einen toleranten, einfühlsamen Vorgesetzten an ihrer Seite. Er ermutigt die jungen Genossen, sich experimentierfreudig und beherzt von eingefahrenen Singeklub-Stilklischees zu lösen und Unerwartetes, Neuartiges vorzustellen. Mit einem überraschend vielseitigen Repertoire, das neunzig (90!) Lieder umfaßt, tritt der NVA-Singeklub im 30. Jahr des Bestehens der Nationalen Volksarmee vor sein Publikum. Die „Müntzers" singen in Kasernen, Kulturhäusern, Werkhallen, Festsälen, bei Truppenübungen, auf Pressefesten, zu Jugendweihestunden. Sie sind der Glanzpunkt vieler Festprogramme und werden es zum NVA-Jubiläum wiederum sein. Ein verpflichtendes Erbe haben die sechs Musizi in Uniform übernommen: In seinem nunmehr zehnjährigen Wirken profilierte sich der Singeklub der NVA „Thomas Müntzer" zu einem künstlerisch hochrangigen Volkskunstkollektiv unserer Streitkräfte. Erste Plätze bei künstlerischen Wettbewerben, hohe staatliche Auszeichnungen und die Anerkennung der Fachkritik bezeugen es. Wichtig vor allem aber ist den Genossen, wie ihre künstlerische Leistung vom Publikum aufgenommen wird, denn, so Tobias: „Wir wollen wachrütteln, wollen zum Mitdenken zwingen. Wir singen unsere Soldaten- und Arbeiterlieder, unsere Friedens-Songs und FDJ-Lieder und das Schönste aus dem Volksliederschatz, weil wir etwas übermitteln wollen. Es mißfällt uns, wenn wir bei Veranstaltungen als ‚die Thomaner' angekündigt werden. Wir sind Soldaten, sind ein Armee-Singeklub! Wir singen die Lieder unserer Armee und die unserer Freunde. Wir singen vom Soldatsein, das ernst ist und schwer und seine heiteren Seiten hat. Von unserer Heimat singen wir und von uns, die wir darin leben wollen. Alles, was wir in unseren Sänger-Jahren gelernt haben, nutzen wir jetzt, um mit unseren Mitteln Gedanken und Gefühle anzuregen und darauf zu lenken, worauf es jetzt ankommt."
Mit enormem Fleiß und künstlerischer Meisterschaft setzen die derzeitigen „Müntzers" die ehrenvolle Tradition des NVA-Singeklubs fort. Mit ebensolchem Einsatz erfüllen sie ihre Aufgaben als

Die beiden Instrumentalisten sind erfahrene Berufsmusiker mit Hochschulbildung und frohe Mitstreiter des Singeklubs

Soldaten. Noch wenn sie spät von einem Auftritt in die Kaserne zurückkehren, setzen sie sich hin und arbeiten zum Beispiel den theoretischen Stoff auf, den sie am nächsten Morgen als Aufklärer beherrschen müssen. Sie sind ebenso fähige, zuverlässige, bewußt handelnde Soldaten wie ihre Genossen auf der Stube und nebenan. Sie beherrschen ihre Waffe. Sie beherrschen ihr militärisches Handwerk. Und sie beherrschen die Kunst, das Denken und Fühlen ihrer Zuhörer zu erregen, wenn sie von unserem Friedenswillen, von der Liebe und vom Sinn des Soldatseins um der Liebe und des Friedens willen singen.

Text: Karin Matthées
Bild: Wolfgang Fröbus

Eine Geschichte aus der NVA-Geschichte, erstmals erschienen in AR 2/1968

Im Dunkeln

Rudolf Kiefert

Man sollte nicht meinen, wie schwer es ist, immer das Richtige zu tun. Da gibt es die eine Wahrheit und die andere. Und wir putzen an der einen herum, um sie blank zu kriegen. Aber vergeblich. Bis dann plötzlich der berühmte Groschen fällt. Erstaunt erkennen wir, daß der einen das Licht der anderen zum Glanze fehlt. Haben sie sich erst richtig zusammengetan, dann geben sie so viel Licht, daß man sich auch im Finstern nicht verfehlen kann.

Im ganzen Kreis war plötzlich das Licht ausgegangen. „Stromsperre", sagten die Leute und zündeten die Kerzen an. Sie rücken dann näher zusammen und helfen einander.

Ich hörte erst davon, als man mich nachts aus dem Schlaf rüttelte. Unsanft wurde ich von der Pritsche gezogen und zum UvD geführt. „Du mußt sofort ein Stromaggregat nach Garzow 'rausbringen!" sagte er mir in einem Ton, als hätte ich mich mit meinen zwei Stunden Schlaf strafbar gemacht. „Befehl vom Kommandeur!" setzte er noch hinzu.

Unser Gefechtsstand in Garzow trug seit Mittag einen Wettkampf mit der Jägerleitzentrale der benachbarten sowjetischen Garnison aus. „Die haben doch Aggregate draußen", brubbelte ich. „Zum Spaß wird der Alte nicht angerufen haben", entgegnete der UvD.

Ich war soeben auf der Treppe, als er mir noch nachrief: „Und beeil dich. Es hängt jetzt alles von dir ab."

Das sagte er bestimmt nur, weil man sich auf mich nicht gut verlassen kann. Er will mich entwickeln, dachte ich bei mir. Ich sputete mich aber trotzdem. Und zum Schnellfahren brauchte man mich nicht zu bitten.

Das Aggregat hatten sie mir schon an den Wagen gekoppelt. So konnte ich gleich losfahren.

An die Chaussee führte eine schmale Betonstraße heran. Es ging leicht bergab, und man konnte tief ins Land schauen. Ab und zu blitzten irgendwo in der Ferne Autoscheinwerfer auf. Sie wurden rasch von der Dunkelheit wieder aufgesogen.

Als ich durch Kirchlug fuhr, glaubte ich der einzige Mensch auf der Welt zu sein. Die Höfe lagen wie ausgestorben an der Straße. Kein Kerzenschein drang durch die kleinen Fenster. Nicht einmal die Hunde schlugen an. Und es war noch nicht Mitternacht. Hinterm Dorf, zu beiden Seiten der Straße, erstreckten sich weite Felder. Kein Baum und kein Strauch stellte sich dazwischen. Nur weite, unendliche Ebene. Die Einsamkeit der Landschaft erregte mich. Sie hob mich aus allem Kleinlichen heraus und ver-

setzte mich in ein Gefühl selten erlebter Verantwortung. Berauschende Bilder flimmerten mir auf.

Ich sah mich in Garzow einfahren. Das ganze Dorf ist in tiefe Dunkelheit eingehüllt. Vor dem Gefechtsstand stehen die Soldaten und Offiziere. Der Kommandeur kommt an den Wagen heran und steigt aufs Trittbrett: „Menschenskind, wie haben Sie das nur so schnell geschafft? Sie Teufelskerl!“ Er atmet erleichtert auf. Ich fahre den Wagen auf den Hof. Zwei Soldaten hängen das Aggregat ab. Meine Hilfe weisen sie zurück. „Du hast genug getan!“ Wer vorbeikommt, zwinkert mir anerkennend zu. Ich sonne mich in dem schnell heller werdenden Licht. Mein Licht! Anderntags ist Hochstimmung. Der Gefechtsstand hat den Wettkampf gewonnen. Alle umringen mich. Einer klopft mir auf die Schulter, der andere schüttelt mir die Hand. Ich werde zum Kommandeur gerufen und vor allen belobigt. Als ich zurückfahre, stehen sie auf der Straße. Das Pflaster ist regenfeucht und glänzt.

Plötzlich werden alle schillernden Flecke in einen Strahl gebündelt. Mir kam ein Auto entgegen. Die Visionen verschwammen im grellen Gegenlicht. Aber mich hatte eine ungewöhnliche Energie gepackt. Ich hatte endlich mal ein Ziel. Von meinem Handeln wurde eine schwerwiegende Entscheidung beeinflußt. Ich fuhr ordentlich drauflos. Ohne auch nur einen Gedanken daran zu haben, daß ich mich schon „verfehlt“ hatte.

Die Straße wurde besser, und meine Tachometernadel kletterte höher. Am Straßenrand ragten jetzt dicke Baumstämme auf. Sie drehten sich immer schneller an mir vorbei. Die Straße war gut. Es war eine schnelle Straße. Ich fuhr mit Fernlicht. Die Scheinwerfer tasteten die endlosen Baumreihen ab. Wie Zäune sperrten sie den Straßenrand. Ich fuhr in der Mitte und blickte immer nach vorn, wo die Scheinwerferspitzen auf die Dunkelheit prallten. Einmal sah ich scharf zur Seite. Genau dorthin, wo die Bäume wieder ins Dunkle tauchten. Sekundenlang glaubte ich, an einer Leiter hochzuhasten. Die

Sprossen glitten so schnell vorbei, daß mir schwindlig wurde. Ich drehte mich weg und gab noch mehr Gas. Ein paar Kilometer noch, und ich mußte von der Straße 'runter auf einen schwer zu befahrenden Waldweg. Es war warm im Fahrerhaus, und ich knöpfte mir die Jacke auf. Plötzlich wurde ich aus dem Rückspiegel geblendet. Ich rückte auf dem Sitz mehr in die Mitte. Die Lichter wurden größer und stärker. Der Wagen kam näher. Er wollte mich überholen. Ich fuhr rechts 'rüber, und er zog auf gleiche Höhe mit mir. Die Straße hatte gerade Platz für uns beide. Jeder genau eine Hälfte. Ich mußte höllisch aufpassen. Ich sah sofort, daß es ein Aggregatewagen war. Den Fahrer konnte ich nicht erkennen. Er fuhr vorbei. Der Wagen hatte eine Autonummer der sowjetischen Nachbargarnison. Er war schon außer Sichtweite, als mir endlich dämmerte, wen ich da vorbeigelassen hatte. Deshalb war er auch wie ein Verrückter abgedonnert. Mit einem Schlag erkannte ich, wie blöd es gewesen war, den anderen abfahren zu lassen. Den Freunden war also auch das Licht ausgegangen. So ein verstiegener Zufall schien mir unwahrscheinlich. Aber anders war diese Feuerwehrfahrt nicht zu erklären. Sie schickten den Aggregatewagen zu ihrem Gefechtsstand 'raus.

Die Straße wurde sehr kurvenreich und stieg leicht bergan. Ich fuhr mit Vollgas. Der Motor brummte schwer. Das ganze Fahrerhaus vibrierte mit. Ich nahm auch in den Kurven das Gas nicht weg. Ich schnitt sie scharf an und zog dann mit voller Geschwindigkeit hindurch. Als ich auf der Kuppe eines langgestreckten Hügels ankam, sah ich weit unten ein Fahrzeug. Es stand am Straßenrand. Die Rückstrahler leuchteten schwach. Ich war mir sicher, daß es der Wagen war, der mich überholt hatte. Die Straße war gut zu überblicken. Nirgends war in der Ferne ein rotes Licht zu entdecken. Weiter konnte er noch nicht sein. Die Straße hinunter fuhr ich langsamer.

Dabei rätselte ich herum, was er wohl für eine Panne haben mochte. Dann erfaßten ihn die Scheinwerfer. Der Fahrer hatte die Motorhaube hochgeklappt und lag mit dem Oberkörper darunter. Der Wunsch kroch in mir hoch; er benebelte mich ganz: einfach weiterfahren. Ordentlich aufs Gaspedal treten und vorbeirasen. Ehe er unter der Motorhaube hervor ist, bin ich schon im Dunkeln verschwunden. So einfach war das.

Ich fühlte, daß mir eine Entscheidung auferlegt wurde. Sie wog mehr als alles Bisherige. Jeder meiner Entschlüsse bekam jetzt Gewicht, auch für andere, die überhaupt nicht daran dachten. Ich kam mir vor wie das Zünglein an der Waage. Dieser Zustand erregte mich wunderbar. Ich hatte nur immer davon gehört, ihn aber nie selbst erlebt. Ich war auch nie sehr zuverlässig. Und ich wurde es noch weniger, als es alle mitbekommen hatten. Der Kommandeur und andere bauten künstliche Hürden für mich auf. Jede ein Stückchen höher, gerade so hoch, daß ich sie immer noch nehmen konnte. Eine nach der anderen. Es wäre vielleicht ganz gut gegangen mit mir. Aber die Aufgaben hatten meist nicht mehr Sinn, als mich zu entwickeln. Ich kam dahinter. Ich kann es nicht leiden, wenn ich merke, daß man mich erziehen will. Das hier war eine echte Hürde. Und eine richtige Entscheidung. Der Mensch wächst mit seinen Aufgaben, sagt unser Kommandeur. Ganz bestimmt ist das so. Aber weiß man auch, ob man die richtige Aufgabe hat? Man möchte ja auch gerade wachsen. Nicht ein Windflüchter werden.

Ich überlegte und verglich, und dabei hatte ich mich schon entschieden. Ganz fest und tief verwurzelt und angefreundet saß in mir der Gedanke: einfach weiterfahren. Es war erregend. Durch einen Tritt aufs Gaspedal konnte ich den Wettkampf für uns entscheiden. Vorausgesetzt, die Panne war gut genug. Ich trat so stark auf die Bremse, daß ich mit dem Oberkörper ans Lenkrad geworfen wurde. Der Wagen blieb fast auf der Stelle stehen. Der Fahrer war plötzlich auf die Straße gelaufen und hatte mit den Armen herumgefuchtelt und war wie ein Klotz stehengeblieben.

Jetzt kam er an den Wagen heran. Aufgeregt gestikulierte er mit den Händen und sprach sehr schnell auf mich ein. Ich verstand kein Wort. Ich zuckte mit den Schultern. Er machte meine Tür auf und bat mich so eindeutig mitzukommen, daß ich nicht anders konnte. Ein bißchen zwickte mich auch die Neugier.

Ich kroch mit unter die Motorhaube. Der Keilriemen war gerissen und hing lose über die Riemenscheibe. Erleichtert kletterte ich wieder herunter. Da war kaum was zu machen. Er hatte den Riemen hervorgezottelt und stand jetzt neben mir. Plötzlich griff er nach meiner Jacke. Sie war noch aufgeknöpft, und er zeigte mit dem Finger auf die Drahtschlaufen, die schon über ein Jahr unverwüstlich meine Knöpfe hielten. Er wollte den Keilriemen zusammenflikken. Der Draht war gut und fest. Ich verfluchte mich, weil ich die Jacke nicht zugeknöpft hatte.

Ich zog die Drahtschlaufen heraus. Die Knöpfe steckte ich in die Brusttasche.
Er begann sofort, wie ein Besessener zu arbeiten. Er merkte gar nicht, wie ich zum Wagen zurückging. Erst als die Wagentür schlug, hob er den Kopf und winkte herüber.
Ich zog den Wagen gleich wieder auf volle Geschwindigkeit hoch. Das war die Chance. Nur ordentlich zufahren. So schnell ist kein Keilriemen geflickt. Wenn's überhaupt geht. Ich hatte es noch nie probieren müssen. Unter meinem Sitz liegt immer einer als Ersatz. Beinahe hätte ich ihn herausgerückt. Wär's eine Fahrt wie andere, hätte es keine Frage gegeben. Hier lag's anders. Ich hätte mich jetzt darüber geärgert. Der schöne Vorsprung. Mensch, und wie eilig der es hatte. Bei denen mußte es ganz schön brennen.
Die Straße führte über einen Hügel in dichten Tannenwald. Was die Scheinwerfer nicht mehr erreichten, blieb stockdunkel. Dann ging es wieder bergab. Ich nutzte den Schwung aus und ließ den Wagen abrollen. Mein Egoismus konnte nur durch unseren Sieg belohnt werden. Und den würde ich herbeiführen. Die sollten staunen.
Ich wuchs mich zu so entscheidender Wichtigkeit aus, daß mir die innere Freude den Hals hochglucksteⅠ. Ich konnte es nicht unterdrükken.
Noch zweihundert Meter etwa, dann mußte ich abbiegen. Ich nahm das Gas weg und schaltete herunter. Dann bremste ich scharf und bog in einen Waldweg ein. Die Wegstrecke war sehr schlecht, aber man sparte einen Umweg von dreizehn Kilometern. Der Boden war aufgeweicht und glitschig. Ich ging auf den zweiten Gang herunter und schaltete den Allradantrieb ein. Mühsam kroch der Wagen durch angestauten Schlamm. Die Räder rutschten in die tief ausgewaschenen Spuren. In den Bodenwellen hatten sich trübe Wasserlachen gesammelt. Wenn der Wagen dort hineinrollte, patschte das Wasser auseinander und schlug dumpf gegen die Bodenbleche. Ich kannte den Weg genau. Ich wußte, welche Stelle ich umfahren mußte und wo ich den Wagen durchrollen lassen konnte.
Auf der Anhöhe war der Weg auf einer kurzen Strecke steinig und griffiger. Dahinter breitete sich zur rechten Seite ein kleiner Teich aus. Er war dicht von Bäumen umwachsen, die sich nur zum Wegrand öffneten. Gerade dort führte der Weg durch eine Bodensenke. Sie stand voll Wasser. Schmutzig und braun. Aufgeweichte Erde. Die Senke konnte man nicht umfahren. Ich bremste den Wagen und ließ ihn ganz langsam hineinrollen. Ich merkte sofort, daß das Wasser höher stand als sonst. Die Räder tauchten tief in den Schlamm ein. Dann hob sich der Wagen plötzlich und versank gleich danach noch tiefer. Das wiederholte sich noch einmal. Ich hatte den ersten Gang eingelegt. Der Motor raste hochtourig. Langsam drehten sich die Räder wieder aus dem Schlammbad. Nur noch Zentimeter vor der festen Erde. Da drehte sich der Wagen plötzlich. Erst stotternd. Dann mit Schwung. Ohne Halt. Ich gab Gas. Aber die Vorderräder glitten durch und schleuderten zähen Schlamm hoch. Ich trat auf die Kupplung. Der Wagen rutschte einen halben Meter zurück. Erster Gang 'rein. Und Vollgas. Der Schlamm gluckste auf. Die Räder wühlten wie Schaufelradbagger in dem eingeweichten Dreck. Das Aggregat machte mir zu schaffen. Allein war ich immer gut herausgekommen. Der Wagen kam bis zur alten Stelle. Dann rutschte er wieder zurück. Beim nochmaligen Rückwärtsfahren drehte der Wagen wieder ab. Die Räder tanzten auf dem glitschigen Boden. Ein Ruck zog sich durch den Wagen. Dann glitt er ganz allmählich nach hinten weg. Ich schlug den ersten Gang 'rein. Drückte das Gaspedal durch. Die Hinterräder quirlten schon im Teichwasser. Noch einen Meter weiter und der Wagen wäre in den Teich abgerutscht.
Ich stand mitten im Schlamm. Ich versuchte es noch ein paarmal. Aber allein kam ich aus dem Dreck nicht mehr heraus. Ich hatte mich richtig in Wut gerackert. Wenn ich hier steckenblieb, bin ich ganz umsonst ein Schuft gewesen. Ich probierte es noch einmal. Der Wagen ruckelte nur und grub sich noch tiefer in die Senke.
Ich öffnete die Tür und sprang auf eine trokkene Stelle. Ich hatte den Motor ausgemacht, und eine tiefe Stille lag über dem Wald. Mir fiel gerade die letzte Möglichkeit ein – den Keilriemen herausholen und zurücklaufen, der würde mich 'rausziehen –, als plötzlich ein Motorgeräusch von der Straße hinüberdrang. Ich sprang zum Auto und schaltete das Licht ab. Wenn er es wirklich sein sollte, durfte er nicht auf den Verdacht kommen, daß ihm der Waldweg versperrt ist. Das Motorgeräusch kam immer näher. Jetzt war auch am Himmel der Lichtkegel zu sehen. Er war kurz vor der Abzweigung. Und dann tauchten zwei Scheinwerfer in den Waldweg. Ich wußte nicht, was stärker war, die Freude oder der Ärger. Er hatte es also geschafft.

Er brachte uns wieder auf eine Startlinie. Ich versteckte mich hinter den Bäumen. Den Wagen konnte er erst sehen, wenn es zum Umkehren zu spät war.

Die Lichter krochen langsam näher. Als er den Fuß der Anhöhe erreichte, konnte ich ihn nicht mehr sehen. Nur die Scheinwerfer zuckten steil nach oben und senkten allmählich ihre Lichtkegel. Immer tiefer fielen sie auf meinen Wagen. Er hielt sofort an. Er öffnete die Tür und sprang heraus. Ich kam hervor. Er rannte auf mich zu und fluchte auf Teufel komm 'raus. Er kam nicht vorbei. Erst mußte er mich herausziehen. Zurückfahren konnte er nicht mehr. Hier war es unmöglich, den Wagen zu wenden.

Aufgeregt hopste er um meinen Wagen herum. Dann ging er an den Teich 'runter und hüpfte zwei Meter ins Wasser hinein. Stiefel und Hose waren klitschnaß, als er zum Wagen zurückrannte. Ich lief ihm hinterher und hielt ihn am Ärmel fest. Er sollte mich rückwärts 'rausschleppen. Ich wollte ihn nicht vor mir haben.

Er verstand mich nicht. Dann schüttelte er sich los und drängte mich zur Seite. Als sei ich ihm im Wege. Er mußte ganz schön sauer sein. Ich war aber auch verärgert. Wie der sich aufspielte. Hetzt und drängelt und flucht in einem fort. Unbedingt müssen sie gewinnen. Ich hatte eine ganz schöne Wut im Leibe. Er fuhr los, als wäre er auf einer glatten Straße. Er hielt sich ganz scharf rechts. Die dicken Äste polterten dumpf gegen die Karosserie. Ich rannte nebenher. Er gab noch mehr Gas. Die Räder schleuderten mir zusammengeklitschte Dreckklumpen ins Gesicht. Ich versuchte, an ihm vorbeizukommen. Der mußte ja verrückt geworden sein. An der Senke fiel der Weg schräg in den Teich ab. Bevor die Vorderräder in die Senke tauchen konnten, glitt der Wagen an der kleinen Böschung hinunter. Die Räder an der rechten Seite standen kaum im Teichwasser, als er den Motor losstampfen ließ. Der Wagen sackte noch weiter in den Teich. Er blieb aber nicht stehen. Gleichmäßig zog er durch den aufgewirbelten Schlamm. Gleich war er an der Senke vorbei. Er verpaßte die Auffahrt zum Weg und knickte mit der Stoßstange zwei dürre Bäume. Er versuchte es noch einmal. Als er auf dem Weg stand, machte er die Tür auf und kam rückwärts an die Senke herangefahren. Er fuhr sehr vorsichtig. Ich stand weit über die Knie im Schlamm und hielt die Abschleppstange hoch. Er konnte nur bis Rand der Senke fahren. Als die riesenhaften

Räder auf mich zuwalzten, kam ich mir wieder klein und unbedeutend vor.
Er zog mich ohne Schwierigkeiten heraus. Wir hängten ab, und er fuhr los. Nicht mal warten konnte er. Ich war ganz schön bedient. Mein Vorsprung hatte sich ins Gegenteil verkehrt. Nichts war übriggeblieben. Ich wollte mich damit einfach nicht abfinden. Bald hatte ich seine Rückstrahler wieder vor mir. Sie stachen mir wie Nadeln in den Augen. Vor einer Stunde hatte ich noch alle Eisen im Feuer und verwaltete eine erregende Macht. Und jetzt ließ ich mich von seinen Rückstrahlern blenden.
Das Zünglein an der Waage. Der Teufel hatte mich geritten. Ich hupte mehrere Male hintereinander und gab Lichtsignal. Ich hielt an und stieg aus und klappte die Motorhaube auf. Er blieb auch stehen. Dann kam er rückwärts gefahren und war mit einem Satz aus dem Wagen. Ich löste schnell ein Verbindungsstück an der Kraftstoffleitung. Als er seinen Kopf unter die Motorhaube steckte, ging ich zu seinem Wagen vor und sah, daß der Keilriemen schon wieder auseinanderklaffte. Wir fuhren weiter, und man mußte sehr auf den Weg achten. Ich wäre jetzt gerne vor ihm gefahren. Wenn er steckenblieb, konnte ich nicht vorbei. Aber ich strengte mich auch nicht sonderlich an, vorbeizukommen. Plötzlich merkte ich, daß ich hundemüde war. Ich steckte mir eine Zigarette an, aber sie hinterließ nur einen schlechten Geschmack im Mund.
Hinterm Wald wurde die Straße breiter. Ich fuhr vorbei und winkte aus dem Fenster. Ich hatte ihn noch im Rückspiegel, als er an den Straßenrand 'ranfuhr. Er sprang aus dem Wagen und riß die Motorhaube hoch. Eine weiße Dampfwolke schlug ihm entgegen. Er wich auf die Straße zurück. Er stand da und blickte mir hinterher. Ich glaube, hätte er jetzt mit den Armen gewinkt und gedrängelt, ich wäre weitergefahren. Ich wendete den Wagen und fuhr zurück. Er hieß Pawel.
Ich getraute mir nicht, meinen Keilriemen plötzlich zu finden. Ich schleppte ihn ab, und es ging ganz gut.
Ich war das Opfer meiner eigenen Untat geworden. Aber der Opfergang befreite mich von einem lästigen Druck. Mir war, als hätte man mich aus einem Netz herausgeschnitten.
An der Kreuzung bog ich zum sowjetischen Gefechtsstand ein. Pawel fing an, wie wild zu hupen. Ich hielt an. Pawel sprang von seinem Wagen herunter und kam nach vorn gelaufen.
„Dawai! Dawai prjamo. Mnje nado w Garzow!"
„Wohin?" fragte ich noch einmal.
Ich glaubte, mich verhört zu haben.
„Garzow!" wiederholte er.
„Nach Garzow?"
„Da, da, Garzõw."
Pawel nickte erfreut mit dem Kopf.
„Serr wenig Zeit." Er lachte und rannte zu seinem Wagen zurück.
„Deutsche Freunde kein Stromm."
Wir drehten um und fuhren nach Garzow. Und ich wollte mit ihm Schicksal spielen. Mit Pawel. Wo er es doch so eilig hatte. Sehr wenig Zeit.
Die Straße führte bergauf, aber wir zogen ordentlich ab. Ich öffnete das Fenster. Frische Nachtluft wehte herein. An meiner Jacke fehlten die Knöpfe.
Als wir auf dem Berg waren, ging das Licht an. Tausende winzige Lichtstrahlen blitzten irgendwo auf. Am deutlichsten konnte man es am Horizont sehen. Da bündelten sich die Lichter und eroberten gemeinsam die Dunkelheit.

Illustration: Karl Fischer

Vertrauen

Ach dein Gesicht, dein Mund und deine Augen,
und wie du zu mir kommst mit leichten Schritten,
du kommst, und nicht muss ich dich fragen, bitten.
Gewiss sein, dass wir füreinander taugen,

und nicht sich scheuen, es zu offenbaren,
das Nächste und das Fernste von dir kennen,
die Glücksekunden, Wunden, die dich brennen,
und mich vor Selbstzufriedenheit bewahren –

halt inne. Lass dir in die Augen schauen.
Die letzte Offenheit, zu der wir finden,
muss uns mit allem Sinn und Sein verbinden,

und alles, was wir wortlos uns gestehen,
was wir uns wünschen können, wird geschehen
in diesem nicht begrenzbaren Vertrauen.

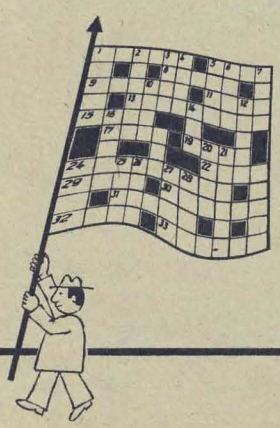
Uwe Berger

Das Gedicht entnahmen wir dem im Aufbau Verlag erschienenen Band „In deinen Augen dieses Widerscheinen".

Bild: Manfred Uhlenhut

Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. altpers. Statthalter, 5. Anschrift, 10. Burgherr, Paladin, 14. mittelital. Stadt, 15. Schiffstagereise, 16. südungar. Stadt, 17. dt. Schriftsteller, gest. 1947, 18. Hundezwinger, 19. oberital. Stadt, 20. Nebenfluß der Weser, 21. Strumpfkombinat in der DDR, 24. frz. Schauspielerin, 26. Weltorganisation (Abk.), 27. Geschenk, 29. Brotaufschnitt, 32. poln. Halbinsel, 34. Jurist, 37. Abwesenheitsnachweis, 39. Verkaufsstelle, 41. Hauptstadt von Nigeria, 44. befestigte Fahrbahn, 46. Ölbaumharz, 47. Fistelstimme der Männer, 49. trop. Echse, 51. Korbblütler, 53. Gebäude für Sammlungen aus Kunst und Wissenschaft, 57. Vorratswagen der Lokomotive, 60. Wissenschaft vom Meer, 63. Segelstange, 65. Reinigungsmittel, 66. nordungar. Stadt, 69. Stadt in Argentinien, 71. Warägerfürst, 73. röm. Kaiser, 76. Kampfbahn, 77. Nebenfluß der Maas, 78. Leichtathlet, 79. Heilverfahren, 80. Krankentransportgerät, 81. Trockengebiet im NW Vorderindiens, 82. Oper von Donizetti, 83. wasserreicher Fluß, 84. Verbindungskanal zwischen Balaton und Donau, 85. Wendekommando, 86. Schauspielerin der DDR, 87. Ölpflanze, 89. oberital. Stadt, 90. Flüssigkeitsrest, 91. weibl. Vorname, 92. Trinkgefäß, 93. pers. Rohrflöte, 94. Ruhemöbel, 97. DDR-Komponist, 99. Vorsatz bei gesetzl. Einheiten, 101. Tragekorb, 104. Fluß im Kaukasus, 106. südostasiat. Starenvogel, 109. Stadt im N Saudi-Arabiens, 110. sportl. Wettkampfstätte, 111. Titel eines beliebten Evergreens, 114. Hauptstadt der Kalmyk. ASSR, 118. Schallplattenmarke, 122. Quellnymphe der röm. Sage, 125. nordamer. Pelzjäger, 128. kurzhalsige Giraffe, 130. Nationalität in der UdSSR, 133. Privatsekretär des Cicero, 134. Gutschein, 135. heiml. Gericht im Mittelalter, 136. Furche, 139. Teil der Wohnung, 140. Vielzahl, 142. Nebenfluß der Donau, 144. weibl. Vorname, 146. Operngestalt bei Gotovac, 148. Stadt In den Niederlanden, 151. Nachkomme, 153. Erlaß, Verordnung, 155. Himmelsrichtung, 156. Milchkaffee, 157. Wandbekleidung, 158. Fechtwaffe, 159. Hausvorbau, 160. eßbare Meermuschel, 161. Sportart, 162. Flugkörper.



Senkrecht: 1. Hasenlager, 2. Tendenz, 3. Hauch, 4. früher für Schuldiener, 5. Beginn, 6. röm. Göttin der Jagd, 7. Hast, 8. frz. Industriestadt, 9. Eichmaß, Mustergewicht, 10. Tennisschläger, 11. Schabeisen der Kammacher, 12. Hafenstadt in Tansania, 13. turner. Übung, 22. nordfries. Insel, 23. Name einer schwed. Gesangsgruppe, 25. Stadt im Bezirk Halle, 26. islam. Rechtsgelehrter, 27. einkeimblättrige Pflanze, 28. Backware, 30. Erfrischung, 31. Wüstenform, 33. Romangestalt bei Alex Wedding, 35. Speisefisch, 36. das Universum, 37. Maler und Bildhauer des süddt. Spätbarocks, 38. Schwertlilie, 39. poln. Schriftsteller, 40. jugosl. Stadt, 42. Zahlungsmittel, 43. Singvogel, 45. griech. Insel, 48. Pionierlager auf der Krim, 50. Fläche, 52. Großkatze, 54. chem. Element, 55. Ringelwurm, 56. europ. Hauptstadt, 58. Untiefe, 59. Elch, 61. Strom in Westafrika, 62. regelmäßig eine große Schiffahrtslinie befahrendes Schiff, 63. in Rußland tätiger Architekt ital. Herkunft des 18. Jh., 64. sechsfüßiger Vers, 67. militär. Dienstgrad, 68. altes forstwirtschaftl. Raummaß, 70. Trilogie des Äschylus, 71. Finkenvogel, 72. Losungswort der Frz. Revolution, 74. Gewässer in Kanada, 75. tönerne Schnabelflöte, 76. giftige Arsenverbindung, 88. Wundmal, 89. engl. Physiker, gest. 1945, 95. Staat der USA, 96. banktechn. Begriff, 98. Asiat, 100. dt. Erzähler, gest. 1910, 102. rumän. Stadt, 103. Schachausdruck, 105. Werktätiger in der MVR, 107. Nebenfluß des Neckars, 108. metamorphes Gestein, 111. Ausflug zu Pferd, 112. kraterförm. Senke, 113. Name eines Stadions in Budapest, 115. Ferment des Wiederkäuermagens, 116. japan. Reiswein, 117. weibl. Vorfahr, 119. Hausflur, 120. mißl. Lage, 121. jordan. Hafenstadt, 122. lyr. Dichtform, 123. Wacholderbranntwein, 124. Gerte, 126. Hauptstadt der Lett. SSR, 127. kleine Hautöffnung, 129. Stadt an der Adige, 131. Kletterpflanze, 132. Ameise, 137. Teil des Bruchs, 138. Gestalt aus „Arabella", 140. Muster, Entwurf, 141. zuckerhaltige Blütenabsonderung, 142. Gestalt aus „Der fliegende Holländer", 143. kleinster Krankheitserreger, 145. Gestalt aus „Die sizil. Vesper", 147. Bücherbrett, 149. Vorraum, 150. Fehllos, 151. Stadt in den Niederlanden, 152. Baumschmuck, 154. See in Äthiopien.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 135, 60, 157, 75, 67, 111, 160, 17, 11, 9, 110, 122, 137–143, 70, 68–149, 72, 162–125, 63, 130, 103, 4, 118, 141, 47, 76, 64, 155 und 74 ergeben in dieser Reihenfolge eine militärische Belobigung. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 2. 1986. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 2/86. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", 1055 Berlin, Postfach 46 130.

Auflösung aus Nr. 12/85

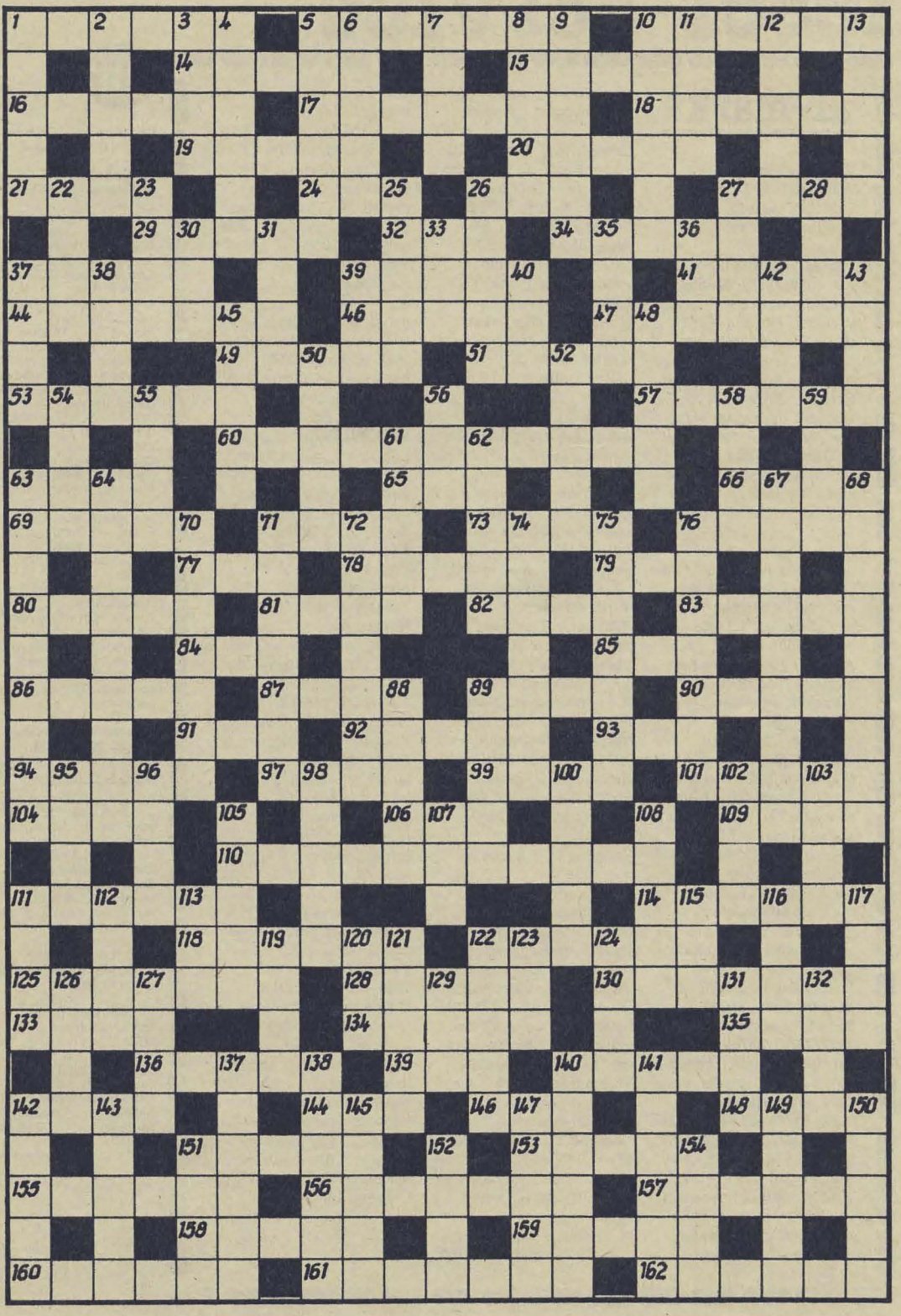
Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Alexandrow-Ensemble. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Waagerecht: *1. Lesseps, 5. Elemi, 9. Tonikum, 13. Asta, 14. Adda, 15. Dresden, 17. Amara, 18. Xanthin, 20. Elde, 22. Tiro, 23. Gala, 26. Spa, 27. Oka, 28. Reno, 30. Anabasis, 31. Rhetorik, 32. Elefant, 35. Hebel, 38. Onon, 39. Daus, 41. Haken, 44. Ith, 46. Renan, 48. Ora, 50. Ländler, 51. Salomon, 52. Ase, 53. Tatze, 56. Ast, 57. Anis, 60. Bolzano, 61. Newa, 63. Ines, 66. Hora, 67. Oranienburg, 71. Borte, 73. Ampel, 74. Naturlehrpfad, 75. Samen, 77. Eiche, 79. Titicacasee, 82. Earl, 84. Kanu, 86. Unke, 88. Egotist, 93. Rest, 95. Rab, 97. Okapi, 98. Ede, 100. Einlage, 101. Galater, 102. Pas, 103. Avers, 106. Oma, 107. Antos, 110. Sale, 112. Eton, 114. Marie, 118. Denkmal, 120. Elagabal, 122. Entresol, 125. Lena, 126. Erz, 127. Uta, 128. Gare, 129. Iler, 131. Tara, 134. Transit, 135. Senat, 137. Keratin, 138. Aral, 139. Dame, 140. Respekt, 141. Nadel, 142. Nielsen.*

Senkrecht: *1. Ladoga, 2. Stella, 3. Ende, 4. Sand, 5. Eta, 6. Lambarene, 7. Marmolada, 8. Ida, 9. Taxi, 10. Nano, 11. Köhler, 12. Maniok, 16. Elisa, 19. Artel, 21. Essen, 22. Tartu, 24. Anke, 25. Abbe, 28. Roma, 29. Nixe, 33. Loreto, 34. Nansen, 35. Halma, 36. Bansin, 37. Lila, 38. Ohre, 40. Sosa, 41. Halt, 42. Kammer, 43. Nanna, 45. Test, 47. Netz, 49. Rast, 54. Alai, 55. Zahn, 58. Nikobaren, 59. Sekt, 61. Norm, 62. Warenhaus, 64. Erdteil, 65. Trüffel, 68. Nurmi, 69. Elena, 70. Borsa, 72. Enn, 73. Ade, 76. Ehre, 78. Isar, 80. Cook, 81. Chip, 83. Akonit, 85. Nestor, 86. Ulema, 87. Saga, 89. Gorale, 90. Taxe, 91. Siesta, 92. Edam, 94. Torte, 95. Raps, 96. Bess, 98. Egon, 99. Elam, 104. Venezuela, 105. Remoulade, 108. Nele, 109. Olga, 111. Adler, 113. Oleat, 115. Areg, 116. Igor, 117. Eboli, 119. Store, 120. Elster, 121. Anlass, 123. Santos, 124. Leinen, 129. Isle, 130. Etat, 132. Aken, 133. Arie, 135. San, 136. Tal.*

Die Gewinner *unserer Preisaufgabe aus Heft 9/85 waren: Soldat Mario Reimann, 1500 Potsdam, 25,– M; Stabsmatrose D. Droth, 2500 Rostock 10, 15,– M und Monika Duschek, 7063 Leipzig, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann



leser-service

ar-markt

Biete bzw. tausche Modelle MiG-23/27, Wörterb. Luftfahrt, „Gesch. d. sowj. Flugzeugbaus bis 1938", Fliegerjahrb. 1961/62/64/78/81, Fliegerkal. 1969/78/79/80–85, „Jagdfl. des ersten Weltkr.", FR 1974–83: G. Luckas, 4702 Allstedt, AWG Bl. 4, PSF 3 – Suche philatel. Material üb. NVA, Grenztr., Armeen d. Warsch. Vertrages, Manöver „Waffenbrüderschaft": G. Derner, 6520 Eisenberg, Str. d. Befreiung 15 – Verkaufe AR 5/82, 9–12/84, 1–5/85: H. Zakrewski, 2420 Grevesmühlen, W.-Pieck-Ring 31 – Biete Typenbl. aus AR, FR, VA, mt (1962–84), suche „Krieg zur See", Abenteuerlit., alte „Mosaik": J. Lindemann, 2580 Parchim, Am Aldeufer 10 – Suche AR-Typenbl. vor 1973, „Dtschld. im ersten Weltkr." (Bd. 1 + 2), „Dtschld. im zweiten Weltkr." (Bd. 1, 2 + 5): J. Witasch, 9023 Karl-Marx-Stadt, Jahnstr. 57 – Biete Medaille TT „W. Lamberz", suche Medaille TT „Th. Müntzer": P. Döhler, 2000 Neubrandenburg, Kurze Str. 6 – Biete „Europ. Hieb- u. Stichwaffen", „Turniere", „Jagdwaffen", „D. Schwert des Samurai", „D. Pferd im Militärw.": S. Tuchen, 5400 Sondershausen, Bebel-Str. 37 – Biete Fliegerkal. 1977/78/81/84/85, Marinekal. 1980, „Jagdfl. greifen an", suche Fliegerkal. vor 1977, Fliegerjahrb. 1958–62/64–66/68/71/72/74–76/78/79, „Flugzg. aus all. Welt" (Bd. 1 + 3), „Histor. Flugzg." (Bd. 1 + 2), „Das gr. Flugzeugtypenb." u. a. Luftfahrtlit.: A. Kühnhold, 5900 Eisenach, Emlienstr. 9 – Verkaufe „Standort Marstall", „Sturmvögel", „Arsenal" (Bd. 4 + 5), „Psychol. Kriegführg.": H.-J. Kohtz, 2820 Hagenow, Weg d. Komsomolzen 1 – Suche AR 1–4/85: B. Luft, 1199 Berlin, A.-Seghers-Str. 64 – Biete 29 AR-Poster: M. Drews, 1300 Eberswalde-Finow 1. Schillerstr. 7 – Biete Fliegerjahrb. 1984, Fliegerkal. 1982–84, FR 1984, „Flugzg. aus all. Welt" (Bd. 2) MTH „Kampfhubschr.", „Strahltrainer", „Transportflugzg.": J. Riemer, 5066 Erfurt, Breitscheidstr. 31 – Suche „Gewehre, Pistol. u. Revolver", „Waffen d. NVA 1956–71", biete „Roter Schnee", „I. Westen nichts neues", „D. schw. Entschluß", „I. den Schützengräben v. Stalingrad", „D. Geschützwesen im Kurfürstentum": P. Herrler, 7031 Leipzig, Luckaer Str. 20 – Biete „Gefechtsbereitschaftl", „Arsenal" 4, suche „Arsenal" 1 + 3: R. Faustmann, 8250 Meißen, W.-Pieck-Str. 16 – Verkaufe AR-Jahrgänge ab 1974: A. Flügel, 6218 Bad Salzungen, C.-Zetkin-Str. 27 – Suche AR 5/84, 5/85: D. Miksch, 7817 Schwarzheide I, Str. d. Friedens 18 – Suche AR von 1956–64: S. Göhlert, 2227 Peenemünde, PFN 34 870 – Biete „Der lach. Mann", „Piloten im Pyjama", „Watergate", „Widerstd. in Buchenwald", „Widerstd. in Auschwitz", „D. letzten Tage v. Mauthausen", „Frauen-KZ Ravensbrück", „Sachsenhausen": K.-D. Klügel, 8256 Welnböhla, PSF 29 – Biete Aerosport und FR von 1969–80, Motorkal. 1965–84: H. Fuchs, 1020 Berlin, PSF 84 – Biete „Münchhsn.", suche FR von 1970–84: A. Beyer, 7290 Torgau, Kl. Feldstr. 4 – Suche AR 1–6/57, 1–11/58, 1–12/60, 2–8/61, 3–11/66, Plastflugzgmod. (ungeb.) 1:72 od. 1:100 MiG-21/23M/25, Jak-23, L-39, L-4, Po-2: I. Kumpe, 8361 Hinterhermsdorf, Neudorfstr. 20 – Suche „Das gr. Flugzeugtypenb.", Fliegerjahrb. 1980–84, FR 1980–84: U. Müller, 2820 Hagenow, Hagenstr. 70, PF 68/44 – Biete Flugzgmodellbaus. 1:72 Novo, suche and. Flgzgmod./Automod. 1:87: W. Lasch, 2561 Hohen-Luckow, Bützower Str. 57 – Suche AR 1960–83, „Schiffe d. NATO", „Kleinst-U-Boote", „Torpedob. u. Zerstörer", „Krieg zur See", biete „Unterg. d. Titanic", „Reisen in ungew. Räume", „Brandtaucher": O. Wilke, 4501 Rodleben, Brambacher Weg 5 – Biete 750 Typenbl. aus AR, mt. J + T, Fliegerkal. 1978, „Das gr. Flugzeugtypenb.", suche „Flgzg. aus all. Welt" (Bd. 2–4), „Histor. Flgzg." (Bd. 1–2), Fliegerkal. 1964/65/67/68/73/74, „Luftspionage", „Gesch. d. Kriegskunst": F. Körner, 7513 Cottbus, Trattendorfer Str. 1 – Biete Fliegerjahrb. 1978/80–84, „Mensch, Mach, Mut", Aerotyp Arbeits-/Geschäftsreiseflgzg., suche Modellbaus. 1:72 o. 1:100 MiG-23/25/27, P-47, Jak-23, Hiracobra P-39 Q: T. Brenneisen, 9207 Langenau, Thälmann-Str. 59 – Verkaufe Aerosport 1966–69, FR 1970–85: R. Pausch, 9308 Jöhstadt, Dr.-W.-Külz-Str. 149 – Biete „Pr.-dtsch. Kriege von 1864 b. 1871, MTH Schützenpanzer, Geschoßwerfer, Strahltrainer, Minensuch- und räumschiffe, suche „Gesch. des Luftkrieges", „Krieg zur See": A. Krause, 7816 Schipkau, F.-Engels-Str. 5

ARMEE-RUNDSCHAU SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber: Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Tel.: 4 30 06 18
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postfach 46 130 – Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Kurt-Norbert Marsand/ Joachim Hermann
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark (Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Redaktionsschluß dieses Heftes: 20. 11. 1985

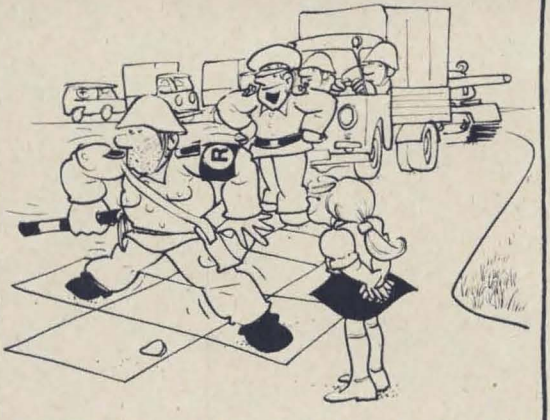
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel.
Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR-7010 Leipzig, Leninstr. 16, Postfach 160

Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Tel.: 4 30 06 18/App. 330 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR.
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

„... wahrscheinlich ein Stärkungsmittel für Regulierer!"

Aufmerksam und rücksichtsvoll – er ist dabei!

REGULÄRE REGULIERER



„Haben wir etwa zu lange auf uns warten lassen?"

„... und sollten ausgerechnet jetzt die zehn grünen Panzer kommen, dann schickst du sie in diese Richtung!"

beobachtete Gerhard Herma

„Wie lange sind Sie eigentlich schon bei uns?"

Wir helfen doch gern, Genosse!

31036
ISSN 0004–2277

Bild: Heinz Patzig

MAJA-CATRIN FRITSCHE

Autogramm-Anschrift:
7010 Leipzig, Humboldtstraße 12a